Fahrten und Abenteuer

Himpels und Compagnie.

Ein familiäres Reise- und Scherzmärchen.

Nacherzählt

von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Mit 6 colorirten Bildern.

Dresden,
Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze.

Vorwort.

Die in diesem Büchlein erzählten Eulenspiegeleien wurden von dem Jesuiten Pater Joseph Constant Beschi, der im Karnatik den Posten eines Missionärs bekleidete († 1746), aus dem Munde des Volkes gesammelt und in der Landessprache, der tamulischen, niedergeschrieben. Aus diesem sind sie ins Lateinische *), Englische **) und Französische ***) übergegangen, in Deutschland aber außer einigen Auszügen in Journalen völlig unbekannt geblieben. Sie enthalten jedoch des guten Humors so viel, daß es wohl der Mühe werth erschienen hat, dieselben auch hier einzuführen, um so mehr, als diese Art von Märchen gerade zu den allerseltensten

*) Paramarta Curuvin Cadei. La Favola di Paramarta prete degli Idoli, e maestro di scuole scritta in Tamoul, del med. Beschi per esercitare nella lingua e nello stile tamulico i novelli missionarii, e tradotta dall'Autore stesso in latino. Tipogr. della Congr. delle miss. straniere. 1845. in 12.

**) The Adventures of the Gooroo Paramartan: a Tale in the Tamul Language, accomp. by a Translation and Vocabulary, together with an Analysis of the first Story by Benj. Babington. Lond. 1822. in 8o.

***) Le Pantcha Tantra ou les Cinq Ruses, Fables du Brahme Vichnou Sarma. Aventures de Paramarta et autres contes, le tout traduit pour la première fois sur les originaux indiens p. M. l'abbé J. B. Dubois. Paris 1826. in 8o.

gehören und, meines Wissens, das Kalenbuch oder die Schildbürger abgerechnet, etwas Aehnliches in unserer Literatur nicht vorkommt.

Man hat Beschi selbst für den Verfasser dieser Märchen halten wollen, weil einige Geschichten (wie z. B. der Hund mit dem Knochen, der Streit um des Löwen Schatten, das Stuteneі) auch in Europa bekannt sind, allein dies ist nicht der Fall; eben so gut wie der allergrößte Theil der Aesopischen Fabeln und anderer Bücher dieser Art orientalischen Ursprungs ist, können jene Geschichten auch von dorther nach Europa gedrungen sein, und der Franzose Abbé J. A. Dubois, der sich lange Zeit in derselben Gegend, wo Beschi wirkte, als Missionär aufgehalten hat, sagt ausdrücklich in der Vorrede seiner französischen Uebersetzung, daß er diese Geschichten häufig in den dortigen Gegenden im Volke erzählen hörte und daß ihr eigentlicher Sinn eine feine Satire auf das Brahminenthum sein soll *).

*) Weitläufig verbreitet sich über Beschi die Bibl. d'Ecrivains de la comp. de Jésus p. Aug. et Al. de Backer. Vol. III. p. 157 sq.

Erſtes Abenteuer.

Die Reiſe über den Fluß.

Es war einmal ein indiſcher Prieſter *), der hieß Gimpel **). Er hatte zu ſeiner Unterſtützung bei ſeinen Amtsgeſchäften und zu ſeiner Bedienung fünf Schüler, von denen der eine Dummhut, der andere Heupferd, der dritte Strohkopf, der vierte Kameel und der fünfte Brömmer hieß.

Nun war er einſtmals, begleitet von ſeinen Schülern, auf einer Rundreiſe in ſeinem Bezirke begriffen geweſen und jetzt auf dem Rückwege nach ſeinem Kloſter ***). Sie langten um Mittag alle ſechs in der Nähe eines Fluſſes an, über den ſie ſetzen mußten, aber ehe ſie ſich dazu anſchickten, verweilten ſie einige Zeit, um die Stelle zu finden, wo er am leichteſten zu paſſiren war. Nachdem ſie dieſelbe entdeckt, und die Schüler ſich bereits dazu bequemten, in das Waſſer zu ſteigen, hielt ſie auf einmal ihr Meiſter zurück und ſprach alſo zu ihnen:

„Meine Kinder, dieſer Fluß befindet ſich ſehr oft in ſehr ſchlechter Laune, und man erzählt eine große Anzahl von Unglücksfällen jeder Art, die er bereits veranlaßt hat. Ich habe mir ſagen laſſen, daß, will man nicht unangenehmen

*) Der indiſche Name iſt Guru.

**) Der indiſche Name iſt Paramarta, d. h. einfältig.

***) Der Name für ein ſolches Kloſter iſt Mata.

Unfällen ausgesetzt sein, man ihn stets zu einer Zeit überschreiten muß, wo er schlummert, nie aber wenn er wacht. Ehe wir also einen Fuß in ihn setzen, muß einer von Euch hingehen und ganz behutsam zu erforschen suchen, ob er schläft oder wacht. Nach seinem Bericht werden wir uns dann entschließen, ihn entweder sofort zu durchwaten oder einen günstigern Augenblick abzuwarten."

Die Ansicht des Priesters schien seinen fünf Schülern höchst weise. Dummhut ward sogleich abgesandt, um zu sehen, ob der Fluß schlummere oder wach sei. Um seiner Sache ganz sicher zu sein, nahm derselbe einen brennenden Spahn, mit dem er eben seine Tabakspfeife angezündet hatte, näherte sich ganz leise dem Flusse, damit er ihn ja nicht aufwecke und hielt den Feuerbrand, den er in der Hand hatte, an die Oberfläche des Wassers. Kaum war derselbe aber mit der Flüssigkeit in Berührung gekommen, so löschte das Feuer sofort mit einem Zischen aus, welches indeß das um dasselbe befindliche Wasser zum Blasenaufwerfen brachte und Dummhuten den Rauch ins Gesicht trieb, den es beim Auslöschen ausstieß.

Dummhut, ganz bestürzt über dieses Phänomen, lief schnell nach dem Orte, wo sein Meister und seine Kameraden waren, näherte sich ihnen mit niedergeschlagener Miene und sprach vor Schrecken zitternd und mit vor Angst halb erstickter Stimme also zu ihnen: „Herr Priester, sehr wohl habt Ihr gethan, daß Ihr mich den Zustand des Flusses erforschen ließet, denn hätten wir das Unglück gehabt, ihn ohne diese Vorsichtsmaßregel zu durchwaten, so würde jetzt keiner von uns mehr am Leben sein, er hätte uns alle verschlungen. Genau nach Eurem Befehl bin ich hingeschlichen, um zu sehen, ob er wache oder schlafe, und habe, um mich

sicher zu überzeugen, ganz leise mit dem Feuerbrand, den ich hier noch in der Hand hatte, die Oberfläche des Wassers berührt. Allein in demselben Augenblick hat er einen solchen Anfall von Wuth bekommen, daß das Wasser aufschäumte und gleichzeitig ließ er ein Pfeifen hören, das dem ähnlich war, welches eine Cobra di Capello, wenn sie gereizt ist, im Zorn von sich giebt. Dabei hat er mich in eine Masse dicken Rauches eingehüllt, so daß ich beinahe erstickt wäre. Mit einem Worte, ich muß es für ein Wunder halten, daß ich den Gefahren, die mich umringten, entgehen und lebendig zu Euch zurückkehren konnte."

Nachdem der Priester die Erzählung Dummhuts mit dem größten Erstaunen angehört hatte, rief er plötzlich mit einer Stimme voller Ergebung in den Willen des Schicksals und großer Gemüthsruhe aus: „Möge der Wille der Gottheit und unsere Bestimmung in Erfüllung gehen! Wir können gegen das Schicksal nichts thun und müssen mit Geduld und Gelassenheit die Widerwärtigkeit und Unannehmlichkeiten ertragen, die uns im Laufe unseres Lebens begegnen. Folgt mir also, und ruhen wir uns so lange im Schatten der hier herumstehenden Bäume aus, bis es den Göttern gefällig ist, uns eine günstige Gelegenheit zum Ueberschreiten des Flusses finden zu lassen."

Gimpel und seine fünf Schüler setzten sich also in die Schatten der Palmen, die am Ufer des Flusses wuchsen und erwarteten ruhig den Augenblick, wo der Fluß einschlafen werde und wo sie ihn ohne Gefahr überschreiten könnten. Während sie aber hier ausruhten und nichts Anderes zu thun wußten, wollten die Schüler ihren Lehrer durch die Erzählung verschiedener Geschichten, die sich auf den Fluß, den Gegenstand ihrer Sorge, bezogen, unterhalten.

Hauffert ſprach zuerſt: „Als mein Vater noch lebte,“ ſagte er, „und ich noch ſehr jung war, erzählte er mir mehrere Streiche von der Schalkerei und Grauſamkeit dieſes Fluſſes. Ich wiederholte er mir den folgenden, der ihm eines Tages, als er über ihn ſetzte, paſſirt war. Nun muß ich Euch aber vor Allem ſagen, daß mein ſeliger Vater ein hier im Lande wohl bekannter Kaufmann war: er handelte mit Salz. Eines Tages alſo war er von einem Gehülfen begleitet und Beide führten hinter ſich zwei mit dieſer Waare beladene Eſel, mit denen ſie den Fluß überſchreiten mußten. Es hatte die verbergehende Nacht geregnet, das Waſſer war angeſchwollen und die mit Salz angefüllten Säcke, mit denen die Eſel belaſtet waren, hingen in den Fluß herab. Da es nun an dieſem Tage ſehr warm war, ſo machten mein Großvater und ſein Geneſſe mitten im Fluſſe Halt, um ſich und ihre Eſel zu waſchen und ſich ſo alle zuſammen zu erfriſchen, und da ſie ſich da recht wohl befanden, ſo blieben ſie lange darin. Endlich aber mußte man doch wieder aufbrechen und den Weg fortſetzen. Aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie, mit ihren Eſeln am andern Ufer des Fluſſes angelangt, die Säcke gänzlich leer fanden, die ſie doch vorher erſt mit Salz angefüllt hatten! Es war auch kein Körnchen mehr davon übrig, der Fluß hatte Alles aufgezehrt, ohne daß ſie etwas gemerkt hatten. Was aber ihr Erſtaunen noch mehr erregte, war, daß ſie ſahen, daß der Fluß ihnen das Salz geſtohlen hatte, ohne die Säcke aufzumachen oder zu zerreißen. Indeſſen tröſteten ſich mein Großvater und ſein Kamerad ſehr bald über das Unglück, welches ihnen begegnet war. „Wir ſind immer noch glücklich genug,“ ſagten ſie, „daß wir mit dem Verluſte unſeres Salzes weggekommen ſind und wir haben im Gegentheil von Glück zu ſagen, daß

dieſer grauſame Strom, nachdem er all unſer Salz verzehrt hat, nicht auch noch uns Beide und unſere zwei Eſel verſchlungen hat."

Nachdem Hempfert ſeine Geſchichte beendigt hatte, nahm Strohlopf ſeinerſeits das Wort und ſprach: „Es iſt ſchon lange her, daß ich von den Ränken und Schurkereien dieſes Fluſſes höre, ſie ſind hier zu Lande aller Welt bekannt. Ich will Euch einen Streich deſſelben zum Beſten geben, von dem man überall redet. Eines Tages hatte ein Hund eine Hammelkeule in einem benachbarten Dorfe geſtohlen und lief höchſt zufrieden mit ſeiner Beute in der Schnauze nach Hauſe. Während er durch den Fluß ſchwamm, ließ ihn dieſer auf dem Grunde ſeines Waſſers einen zweiten Hund ſehen, der ebenfalls eine Hammelkeule trug. Unſer Hund, dem der Hammelſchlägel, den er ſelbſt hielt, weit weniger dick als der verkam, den er in dem Rachen des Hundes unter dem Waſſer ſah, wollte ſich auf dieſen letztern ſtürzen, um ſich dieſer beſſern Beute zu bemächtigen: er ließ alſo die Keule, die er trug, fahren und tauchte unter, um dem andern Hunde die Beute zu entreißen, auf die er neidiſch war. Allein die zwei Keulen verſchwanden, der Fluß hatte ſie aufgefreſſen, und unſer armer Kerl von Hund war genöthigt, ganz beſtürzt mit geſenkten Ohren und leerem Magen in ſeine Wohnung zurückzukehren."

Während nun Gimpel und ſeine Schüler im Schatten der Palmen ſich damit unterhielten, Geſchichten über den Fluß zu erzählen, ſahen ſie plötzlich auf der andern Seite des Fluſſes einen Mann zu Pferde kommen. Als dieſer ſah, daß das Waſſer nicht über eine Elle tief war, ritt er ohne Bedenken hinein und durchritt ihn ohne abzuſteigen ſchnell und ohne Schwierigkeit.

Man kann sich das Erstaunen des Priesters und seiner Schüler denken, als sie sahen, mit welcher Leichtigkeit der Reiter den Fluß ohne den geringsten Schaden überschritten hatte. Ganz verdutzt sahen sie sich eine zeitlang stillschweigend einander an und endlich nahm Kameel das Wort und sprach zu den Uebrigen: „Habt Ihr gesehen, mit welcher Leichtigkeit dieser Reiter den Fluß passirt hat, ohne sich der geringsten Gefahr auszusetzen? Mit Hilfe seines Pferdes hat er sich aus der Klemme geholfen, während wir hier in der grausamsten Verlegenheit waren. Da sieht man, was ein Pferd für ein nützliches Thier ist! Hätte unser Priester eins, da könnten wir alle mit Hilfe desselben den Fluß mit eben so wenig Gefahr passiren, wie jener Reiter."

Die andern Schüler billigten die Idee Kameel's und vereinigten ihre Bitten, um ihren Meister zu veranlassen, sich so schnell als nur möglich um jeden Preis ein Pferd zu verschaffen zu suchen.

Der Priester schien die Meinung seiner Schüler zu billigen, allein da es schon spät war und er keine Lust verspürte, die Nacht an dem Orte, wo er sich befand, zuzubringen, so unterbrach er sie mit folgenden Worten: „Wir wollen später weiter hierüber reden, für jetzt aber müssen wir darauf denken, aus dieser Verlegenheit, worin wir uns befinden, herauszukommen und den Fluß zu überschreiten." Hierauf wendete er sich an Dummhut und befahl ihm, nochmals hinzugehen und nachzusehen, ob der Fluß schlafe oder wach sei.

Dummhut gehorchte; er nahm abermals denselben Spahn, mit dem er das erste Mal den Fluß untersucht hatte, der aber gegenwärtig ausgelöscht war, und näherte sich demselben leisen Schrittes und mit vor Furcht klopfendem Herzen und

berührte mit zitternder Hand die Oberfläche des Waſſers mit dem Spahne, den er in der Hand hielt. Das Waſſer blieb ruhig und gab dieſes Mal weder Blaſen, noch Ziſchen, noch Rauch von ſich. Durch dieſen erſten Verſuch muthig gemacht, fuhr er mit dem Spahne noch tiefer unter das Waſſer, da er aber ausgelöſcht war, ſo brachte er keine der furchtbaren Erſcheinungen hervor, die einige Zeit vorher dem armen Schüler ſo viel Furcht eingeflößt hatten.

Durch dieſe Verſuche beruhigt, lief Dummhut voller Freude zu dem Prieſter Gimpel zurück und ſagte ihm mit einer Miene voll Zufriedenheit, die ſeiner ganzen Perſon einen freundlichen Ausdruck verlieh: „Herr! Herr und Meiſter! freuet Euch mit mir! ich habe eine große, eine gute Neuigkeit, der Fluß liegt jetzt im tiefen Schlummer. Jetzt iſt demnach ein günſtiger Augenblick, um ihn zu paſſiren. Kommt alſo ohne Zeit zu verlieren und folgt mir ohne Geräuſch!

Bei dieſer angenehmen Nachricht ſtanden Gimpel und ſeine Schüler ſofort auf und gingen auf den Fluß zu, und zwar ſo, daß ſie ganz leiſe auftraten und förmlich die Schritte zählten, alle aber ein tiefes Stillſchweigen beobachteten und ſich wohl hüteten, in dem Verhältniß, wie ſie näher kamen, ja kein Geräuſch zu machen, welches den Fluß hätte aufwecken können.

Ob ihnen nun gleich das Waſſer blos bis ans Knie reichte, ſo ſetzten ſie doch ihre Füße nur mit der größten Aengſtlichkeit in das Waſſer und während des Durchwatens ſchlugen ihre Herzen laut vor Furcht, ſie beobachteten alle das tiefſte Stillſchweigen und wagten kaum Athem zu holen, um nicht das Waſſer im Gehen zu beunruhigen. Im Verhältniß, wie ſie einen Fuß niederſetzten, hoben ſie den andern mit beiden Händen in die Höhe und ließen ihn ſo ganz

sahl auf die Oberfläche des Wassers herab, indem sie ihn dann erst nach und nach hineintauchten und machten es dann bei jedem Schritt mit dem andern eben so. So gelangten sie endlich mit vieler Furcht und Ermüdung an das andere Ufer.

Während sie sich nun wechselseitig über ihren glücklichen Durchmarsch beglückwünschten und in ihrer Freude alle die Widerwärtigkeiten und Kümmernisse vergaßen, welche sie an diesem Tage erfahren hatten, fiel es auf einmal dem Schüler Heupferd ein, einander zu zählen, um sicher zu sein, daß keiner von ihnen bei dem Ueberschreiten des Flusses ums Leben gekommen sei. Allein beim Abzählen vergaß er sich selbst mitzurechnen und zählte nur die fünf andern Anwesenden. Nachdem er nun diese Zählung mehrere Male wiederholt hatte, war er überzeugt, daß einer von ihnen vom Flusse verschlungen worden sei.

„Was für ein Unglück ist uns begegnet!“ rief er aus, „was für ein Unglück! Einer von uns ist, während wir den Fluß überschritten, verschwunden; wir waren ihrer sechs, als wir in den Fluß gingen, jetzt aber sind wir nur noch fünf. Um Euch davon zu überzeugen,“ setzte er hinzu, „will ich Euch jetzt einmal laut durchzählen, darum tretet ein wenig von mir weg, damit keine Verwechselung stattfinden kann.“ Der Priester und seine Schüler stellten sich nun in eine Reihe auf, Heupferd zählte sie mehrere Male durch, da er aber stets vergaß, sich selbst mit zu zählen, so brachte er nie mehr als fünf Personen heraus.

Gimpel und seine übrigen Schüler, überzeugt, daß in einer von Heupferd so oft wiederholten Rechnung kein Irrthum stattfinden könne, ließen sich vollständig überreden, daß ihre ursprüngliche Zahl sechs jetzt wirklich auf fünf reducirt und in der That einer ihrer Kameraden vom Flusse

verschlungen werden sei. Sogleich verbreitete sich eine tiefe Niedergeschlagenheit unter ihnen und sie fingen an, Zeichen des lebhaftesten Schmerzes von sich zu geben. Sie nahmen einander bei den Händen, vergossen Thränen und stießen lange Zeit Seufzer aus, indem sie sich die Brust schlugen und andere Zeichen der Verzweiflung gaben, wie man dies sonst dort bei dem Tode eines Verwandten oder Freundes zu thun pflegt.

Nachdem sie ihren ersten Schmerz etwas hatten verrauchen lassen, wendeten sie sich alle nach dem Flusse zu und richteten ihre ausdrucksvollen Geberden an ihn. Sie überhäuften ihn mit den lebhaftesten Klagen und Vorwürfen: „Mitleidsloser Fluß," riefen sie, „verfluchter Fluß! Du bist grausamer und treuloser als die Tiger und Bären, die in deinen Wäldern herumschweifen, wie konntest du so unmenschlich und so frech sein, einen der Schüler des großen Meisters Gimpel zu verschlingen? einen Schüler jenes berühmten Mannes, dessen Name im ganzen Lande Verehrung genießt, einen Schüler jenes heiligen Mannes, dem Jeder einen gerechten Tribut von Lobsprüchen, Achtung und Verehrung zollt? Wer wird nach einem solchen Zug von Treulosigkeit fernerhin noch wagen, seinen Fuß in deine verrätherischen Wellen zu setzen?

Von Vorwürfen gingen sie bald zu Verwünschungen über, jeder von ihnen verfluchte ihn unter den Zeichen der heftigsten Verzweiflung.

„Wenn ich nur noch deine Quelle versiegen sehen sollte!" sagte der Eine. „Dein Bett möge vertrocknen und auch nicht die geringste Spur hinterlassen, die künftigen Geschlechtern verkündigen könnte, daß du einstmals ein Strom warst!"

„Mögen dich," sagte ein Anderer, „die Fische und Fröschc, die in deinem Wasser herumschwimmen, lebendig auffressen,

damit du trockner werdest, als der dürre Sand, der an deinen beiden Ufern lagert!"

„Möchte doch," sagte ein Dritter, „eine allgemeine Dürre einbrechen! Möchte doch der Himmel drei ganzer Jahre lang auch nicht einen Tropfen Regen fallen lassen, damit deine Quellen bis auf die letzte versiegen und dir keinen Tropfen Wasser mehr zusenden können! Möchte ich noch sehen, wie die Fliegen und Ameisen in deinem Bette herumlaufen und ungeiraft mit deiner Ohnmacht ihren Spott treiben!"

„Mögest du," sprach der Vierte, „durch Feuer von deiner Quelle bis zu deiner Mündung hinab verzehrt werden!"

Der letzte sagte: „Mögest du dich ohne Feuchtigkeit und ohne Frische hinschleppen und dein Bett in Zukunft nur Kieselsteine, Dornen und Stacheln enthalten!"

Während Gimpel und seine Schüler mit allen Zeichen der Verzweiflung in ihrem Aeußern also den Fluß vermaledeieten, kam ein Reisender vorüber; er hörte einige Zeit stillschweigend ihre bittern Klagen an; endlich näherte er sich ihnen mit mitleidiger Miene und fragte sie nach dem Grunde ihres tiefen Schmerzes.

Der Priester erzählte ihm nun, jedoch nicht ohne seine Erzählung durch Thränen und Seufzer zu unterbrechen, ein Langes und Breites über das Mißgeschick, welches sie diesen Tag über erfahren hätten, und vorzüglich den unglücklichen Zufall, der sie beim Uebergang über den Fluß eines ihrer Gefährten beraubt habe, da, nachdem sie vorher ihrer sechs gewesen, sie sich jetzt auf die Zahl fünf reducirt fänden, wie sich dies bei dem mehr als einmal durch Heupferd vorgenommenen Durchzählen ergeben habe.

Der Reisende erkannte aus diesem Berichte, bis zu welchem Grade sich die Einfalt Gimpels und seiner Schüler

erstrecke, und da er aus ihrer fabelhaften Dummheit Nutzen ziehen wollte, so sprach er:

„Ich gestehe, ein größeres Unglück konnte Euch nicht zustoßen. Das Uebermaß des Schmerzes, welches Euch niederdrückt, rührt mich aufrichtig und ich bin bereit, Euch nützlich zu sein und den Verlust, den Ihr erlitten habt, wieder gut zu machen. Vor allem Andern aber muß ich Euch sagen, daß ich ein Hexenmeister von Profession bin und wenn Ihr mich mit Eurem Vertrauen beehren und mir eine Belohnung bestimmen wollt, die im Verhältniß zu dem Dienst steht, den ich Euch leisten will, so glaube ich im Stande zu sein, mit Hilfe meiner Beschwörungen und Zauberkünste Denjenigen wieder zum Leben zu bringen, der bei dem Uebergang über den Fluß verschwunden ist."

Gimpel nahm mit den lebhaftesten Freudensbezeigungen den Vorschlag des Hexenmeisters an und sprach: „Es bleiben mir noch vierzig Goldfanams *) von der Summe übrig, die ich zur Bestreitung unserer Reisebedürfnisse bestimmt hatte; könnt Ihr mir denjenigen meiner Schüler, den mir der verfluchte Fluß geraubt hat, wirklich wieder ins Leben zurückrufen, so will ich Euch recht gern jene vierzig Goldfanams geben. Allein mehr dürft Ihr nicht verlangen, denn es ist Alles, was ich besitze."

„Vierzig Goldfanams!" versetzte der Zauberer, „das ist wahrhaftig wenig genug im Vergleich zu dem Dienste, den ich mich verpflichte Euch zu leisten. Indeß, da dies, wie Ihr sagt, Alles ist, was Ihr besitzt, da Ihr ein ehrlicher Mann, der keine Hintergedanken hat, und außerdem auch eine beim Publicum angesehene Person seid, so bin ich damit

*) Ein Goldfanam beträgt ohngefähr 2 Groschen 6 Pfennige, eine Rupie dagegen 9 Groschen.

einverstanden, für diese geringe Summe denjenigen Euer Schüler, der verschwunden ist, wieder zum Vorschein kommen zu lassen."

Hierauf zeigte er ihm und seinen Schülern einen dicken Stock, den er in der Hand hielt und sprach: „Alle meine Zauberwissenschaft steckt in diesem Stabe, und darum soll aus der Spitze desselben nunmehr der von Euch heraus spazieren, der verschwunden ist; Ihr müßt Euch demnach sämmtlich in eine Reihe stellen und ein Jeder von Euch muß es sich gefallen lassen, daß ich ihm einen tüchtigen Hieb auf den Rücken gebe; beim Empfang des Hiebes will ein Jeder durch Nennung seines Namens darüber quittiren; ich werde Euch zu gleicher Zeit durchzählen und beim Schluß der Rechnung werde ich die Gesammtsumme von sechs Personen ohne Abzug und ganz so, wie sie vor dem Uebergang über den Fluß war, herausbringen."

Nach diesen Worten ließ er sie in einer Linie aufmarschiren, und indem er bei dem Priester anfing, zog er ihm mit seinem Zauberstabe einen tüchtigen Hieb über die Schultern. „Halt, halt, nicht so bissig," rief Letzterer, „ich bin ja, ich, der Priester Gimpel!"

„Das wäre Einer," sprach der Zauberer und hieb noch tapferer auf Dummbut tes.

„O weh, meine Rippen sind caput," schrie Letzterer, „ich bin's, ich, Dummbut!"

„Zwei!" versetzte der Zauberer und fuhr fort, Jeden der andern einen tüchtigen Hieb über den Rücken zu geben und sie in dem Verhältniß, als sie ar worteten, zu zählen. Endlich kam er an den sechsten: dies war Heupferd, der vorher die falsche Zählung gemacht hatte. Diesem maß der Zauberer einen so furchtbaren Schlag zu, daß er ihn dami

zu Boden warf: „Hier seht, da ist Nummer sechs," sprach er, „das ist der, welcher verschwunden war und den ich jetzt wieder auferstehen lasse!"

Nun waren Gimpel und seine Schüler vollkommen überzeugt, daß derjenige ihrer Kameraden, den sie verloren hatten, ihnen durch die Kraft des Zauberstabes des Reisenden wiedergegeben sei, und ohne die geringste Lust zu bezeigen, ihm noch ein Mal dieselbe Rechnung machen zu lassen, zahlten sie ihm auf der Stelle die bedungene Summe aus, bedankten sich für den wichtigen Dienst, den er ihnen geleistet hatte, und verließen ihn, um den Weg nach ihrem Kloster fortzusetzen, wo sie ohne weiteren Unfall endlich anlangten.

Zweites Abenteuer.

Das Stutenei.

Gimpel und seine Schüler unterhielten sich nach ihrer Rückkehr in ihr Kloster mehrere Tage lang nur von den unangenehmen Ereignissen, die ihnen bei Ueberschreitung des bekannten Flusses widerfahren waren. Nun lebte aber in dem Kloster eine alte einäugige Frau, deren Geschäft darin bestand, jeden Tag das Gebäude auszukehren und das Pflaster nach indischer Weise zu waschen, indem man nämlich Kuhmist in Wasser einweicht und damit naß auskehrt. Müde, so oft immer dieselbe Geschichte wiederholen zu hören, unterbrach sie dieselbe eines Tages, als sie eben wieder davon sprachen und sprach also zu ihnen:

„Nach Allem, was ich nun von Euch schon mehrere Male erzählen höre, sehe ich, daß derjenige von Euch, welcher, nachdem Ihr den Fluß überschritten hattet, das Zähl-

geſchäft übernahm, einen Rechnungsfehler machte: er unterließ es, entweder ſich oder irgend einen der Uebrigen mitzuzählen. Sollte Euch aber in Zukunft einmal ein ähnliches Abenteuer zuſtoßen, ſo weiß ich ein eben ſo ſicheres als leichtes Mittel, welches verhindern wird, daß Ihr ein zweites Mal in denſelben Irrthum verfallet. Dieſes beſteht darin, daß Ihr nur ganz friſchen Kuhdünger aufzuheben braucht; aus dieſem macht Ihr einen kleinen Fladen, in welchen ein Jeder von Euch, auf den Knieen liegend und in gebückter Stellung, dergeſtalt ein Loch mit ſeiner Naſe macht, daß Ihr dieſelbe bis an die Wurzel hineinſteckt. Ihr werdet hierauf leicht und mit Beſtimmtheit die Zahl der anweſenden Perſonen erkennen, wenn Ihr die Löcher zählt, die ſich in dem Rand des Kuhfladens finden. Es ſind jetzt ſechzig bis fünfundſechzig Jahre her, daß ich mit neun andern jungen Mädchen mich auf den Weg zu einem Feſte gemacht hatte, welches mit großem Gepränge in einem nahe bei dem unſrigen gelegenen Dorfe gefeiert werden ſollte. Unterwegs kamen wir auf den Einfall, ganz ſicher feſtzuſtellen, wieviele wir eigentlich wären, und diejenige von uns, die am meiſten ſprach und zu gleicher Zeit die verſtändigſte zu ſein ſchien, zeigte uns als das ſicherſte und kürzeſte Mittel das an, welches ich Euch eben angegeben habe. Wir machten von demſelben Gebrauch und nachdem eine Jede von uns ihre Naſe in ganz friſchen Kuhdünger, den wir auf der Straße zu dieſem Behufe aufgehoben hatten, geſteckt hatte, fanden wir beim Zählen der Löcher, daß wir ihrer zehn waren, nicht mehr und nicht weniger."

Der Rath der alten Kehrfrau ſchien Gimpeln ſammt ſeinen Schülern äußerſt vernünftig und ſie verſprachen alle, denſelben in der Zukunft befolgen zu wollen, ſollte ihnen

wieder ein ähnlicher Fall vorkommen. Dabei bedauerten sie es lebhaft, daß sie das Mittel, welches ihnen die Alte angab, nicht schon vorher gekannt hatten, sie hätten dann, um es anzuwenden, weder Geld auszugeben noch Stockschläge in Empfang zu nehmen gebraucht, wie dies ihnen doch begegnet war. „Gleichwohl," fügten die Schüler hinzu, „ist das sicherste Mittel, in Zukunft nicht ähnlichen Widerwärtigkeiten oder selbst noch schlimmmern Abenteuern ausgesetzt zu sein, ein Pferd. Wir wollen also so bald wie möglich ein Pferd haben, mag es kosten was es wolle."

Der Priester konnte den dringenden Bitten seiner Schüler nicht länger widerstehen und zeigte sich endlich bereit, ihren Wünschen zu entsprechen; vor allen Dingen aber wollte er wissen, was wohl ein Pferd kosten könne. „Um ein gutes zu bekommen," sprachen sie, wird man wohl 150 oder zum Wenigsten 100 Rupien zahlen müssen." „150 oder 100 Rupien!" versetzte der Priester mit ganz verdutztem Gesichte und einem sehr schlechtgelaunten Tone, „ich glaube Ihr habt mich zum Besten. Kann ich wohl für ein Pferd so viel Geld ausgeben? Ich erkläre Euch, ich will nicht. Ich werde nach wie vor zu Fuß gehen, und nun rede man mir nicht mehr davon!"

Da das Gesuch bei ihrem Herrn eine so ungünstige Aufnahme gefunden hatte, so wagte keiner von ihnen, noch weiter etwas über diesen Punkt zu sagen.

Inzwischen verschwand eines Tages die Kuh, welche dem Priester die Milch lieferte, ohne daß irgend Jemand im Dorfe etwas davon gemerkt hatte. Auf der Stelle ward also der Schüler, der den Namen Kameel führte, in die Nachbardörfer geschickt, um sie zu suchen. Er lief drei ganzer Tage lang von einem Dorfe zum andern und kehrte nachher

doch zurück, ohne die Kuh entdeckt oder nur irgend etwas von ihr gehört zu haben. Als er wieder angekommen war, fragte ihn der Priester, was aus ihr geworden sei; Kameel aber antwortete mit großem Gleichmuth, er habe nichts erfahren können. „Aber," fügte er hinzu, „der Verlust der Kuh ist ein sehr kleines Unglück im Verhältniß zu dem Funde, den ich, während ich nach ihr suchte, gethan habe; denn für eine mäßige Geldsumme," fuhr er mit Nachdruck und den Zeichen höchster Befriedigung fort, „kann ich Euch ein Pferd von ausgezeichneter Race verschaffen."

Bei dieser Meldung Kameel's gerieth Gimpel vor Freude ganz außer sich, und ungeduldig, zu erfahren, wo und wie er eine so günstige Gelegenheit gefunden habe, befahl er ihm, sich darüber genauer vernehmen zu lassen.

„Während ich," sprach Kameel, „unsere Kuh von Dorf zu Dorf, von Steppe zu Steppe, von Feld zu Feld suchte, mußte ich den Damm eines Teiches, an welchem mehrere Stuten mit ihren Füllen friedlich das grüne Gras abweideten, passiren. Da erblickte ich an dem Abhange des Dammes große, schwere, beinahe runde Dinger (es waren Kürbisse) von grüner Farbe und dicker Blättereinfassung. Sie waren so umfangreich, daß ein einziges hinreichte, einem kräftigen Manne tüchtig zu tragen zu geben. Kurz, nie in meinem Leben habe ich etwas Aehnliches gesehen. Glücklicher Weise bemerkte ich einen Bauer, der unterhalb des Teiches wohnte. An diesen wendete ich mich und fragte ihn, was denn das für ungeheure runde mit Blättern umgebene Dinger seien, die man am Abhange des Dammes sehe? „Was?" antwortete er mir, indem er Erstaunen über meine Unwissenheit an den Tag legte, „Ihr kennt nicht einmal solche gewöhnliche Sachen? Das sind ja Stuteneier." „Sind

dieſe zu verkaufen und wie theuer?“ fragte ich ihn eilig. Seine Antwort war: „ſie gehören nicht mein, ich kann Euch indeß ſagen, was ſie koſten. Man verkauft gewöhnlich das Stück mit fünf Pagoden *) und wenn Ihr wollt, ſo will ich Euch zu Gefallen mit dem Beſitzer reden, daß er Euch eins der größten um dieſen Preis läßt.“ Nun habt Ihr alſo, Herr Prieſter, eine ſchöne Gelegenheit, Euch für wenig Geld ein Pferd von herrlicher Race zu verſchaffen, denn meiner Anſicht nach würde es für uns erſprießlicher ſein, ein Pferd, das noch nicht aus dem Ei gekrochen iſt, als ein ſchon völlig ausgebildetes Thier zu kaufen. Das letztere könnte nun doch mit Fehlern behaftet oder von einem böſen Charakter ſein, während es für uns ſehr leicht ſein wird, ein Füllchen, das noch nicht das Tageslicht erblickt hat, zu gewöhnen und zu erziehen, wir könnten ihm alle Manieren und Gehweiſen, die wir nur wollten, beibringen.“

Kameel's Erzählung ward von Gimpel und ſeinen Schülern mit Entzücken vernommen; Letztere waren alle ſeiner Meinung und Brömmer ward ihm beigegeben, um ihm beim Tragen des Stuteneies zu helfen. Der Prieſter gab alſo Kameel fünf Pagoden, um eins der größten Eier zu kaufen und ſchickte ihn ohne Verzug an den Ort, wo er die koſtbaren Eier geſehen hatte, indem er ihm anbefahl, alle mögliche Eile anzuwenden; er befürchtete nämlich, der Eigenthümer möchte, wenn jener unterwegs etwa viel Zeit verlöre, anders über ſeine Eier verfügen, und ſie ſo um die günſtige Gelegenheit gebracht werden, für ſo wenig Geld ein gutes Pferd zu bekommen. Allein nachdem Kameel und Brömmer ſchon einige Zeit unterwegs waren, erhob ſich auf

*) Ungefähr 12 Thlr., denn es ſind Goldpagoden, 2 Thlr. 3 bis 12 Gr. an Werth, keine Silberpagoden, die nur die Hälfte gelten, gemeint.

einmal im Kopfe Hempfert's ein Scrupel, den er beschloß, sofort seinem Lehrer Simpel und den bei diesem zurückgebliebenen Schülern vorzutragen.

„Wir haben," sprach er, „zwei unserer Leute ausgeschickt, um ein Stuteneі anzukaufen; das ist ganz gut, dabei muß aber erst noch vorausgesetzt werden, daß sie es auch wirklich bringen. Allein um ein Pferd aus diesem Ei zu bekommen, muß dasselbe auch erst aus demselben auskriechen, und um es auskriechen zu lassen, muß es ausgebrütet werden. Wie soll man nun aber ein Ei von solchem Umfange ausbrüten? Kameel hat uns selbst gesagt, diese Eier wären so dick, daß ein Mann Mühe habe, ein einziges mit seinen beiden Armen zu umspannen; wenn man nun auch zwanzig Hennen auf ein Ei von dieser Größe setzen wollte, so würden diese alle nicht hinreichen, es auszubrüten, und außerdem würde es ein Ding der Unmöglichkeit sein, dieselben zum Sitzenbleiben zu bringen. Was habt Ihr also für Mittel, dieses Ei an- und ausbrüten zu lassen? Was mich anlangt, ich weiß keines."

Simpel und seine Schüler kamen durch diesen unerwarteten Einwurf so in Verlegenheit, und fühlten sich so ganz außer Stand, eine Lösung dieses Problems zu finden, daß sie lange Zeit mit geschlossenem Munde und großen Glotzaugen einer den andern stillschweigend und fassungslos angafften.

Der Priester zog sich endlich zurück um allein und ungestört über diese Schwierigkeit nachzudenken und eine Lösung derselben zu versuchen. Nach einer reiflichen Ueberlegung von drei Stunden kehrte er zurück, versammelte seine noch ganz bestürzten Schüler wieder um sich und sprach zu ihnen: „Ich habe reiflich über den schwierigen Punkt, der mir von einem von Euch zur Begutachtung vorgelegt worden ist, nachgesonnen und sehe nur einen einzigen Weg, die Sache

auszugleichen, es muß nämlich unter allen Umständen einer von Euch selbst es über sich nehmen, das Stutenei, welches Euere zwei Kameraden gekauft haben, auszubrüten. Kommen wir mit diesem Mittel nicht zum Ziele, so sehe ich wenigstens kein anderes."

Als die Schüler diesen Vorschlag ihres Meisters vernommen hatten, senkten sie alle den Kopf vor Verwirrung und ließen denselben lange ohne Antwort.

Endlich brach einer von ihnen das Stillschweigen und sprach: „Was mich anlangt, so müßt Ihr alle wissen, daß es mir ganz unmöglich ist, mich mit einer so mühseligen Beschäftigung zu befassen; mir liegt das Geschäft ob, jeden Tag mehrmals zum Fluß hinabzusteigen, um das zur Reinigung des Klosters und zum Abwaschen unserer Hausgötter nothwendige geweihte Wasser (Tirtam genannt) zu holen. Habe ich diese Aufgabe erfüllt, muß ich weit laufen, um Holz zum Feuer und zu andern Bedürfnissen herbeizuschaffen. Alle meine Zeit ist so gut eingetheilt, daß mir kaum so viel Muße bleibt, um meine Mahlzeiten halten zu können. Urtheilt also selbst, ob ich auch noch das Eierausbrüten übernehmen kann."

„Auch ich kann es nicht," sprach einer der andern; „ich habe ganz andere Dinge zu thun. Ich bin mit dem Kochdienst betraut und muß nicht blos für die Leute hier im Hause die Speisen bereiten, sondern auch für alle Ankommenden und Abreisenden, und deren Zahl ist oft gerade bedeutend genug; Tag und Nacht bin ich genöthigt am Feuer zu stehen, um Wasser warm zu machen, Reis zu kochen, zwei oder drei Arten Ragout oder Brühen zu bereiten, auf einem Stein Senf, gemeinen und spanischen Pfeffer, Ingwer, Anis und alle andern Ingredienzen zu stoßen, die in meine Ragouts kommen,

und Kuchen verschiedener Gattung zu backen. Ist alles vorbei, so kann ich allerdings, von der Hitze des Küchenfeuers halb gebraten, meiner Wege gehen, allein kaum habe ich wenige Stunden ausgeruht, muß ich gleich wieder aufstehen, um dasselbe Geschäft wieder von Neuem zu beginnen. Wie kann ich armer, mit Arbeit zu Boden gedrückter Mann nun noch das Amt übernehmen, ein Stutenei auszubrüten?"

Die verschiedenen Entschuldigungen, welche die drei Schüler anführten, um sich des Auftrags, das Stutenei ausbrüten zu müssen, zu entledigen, schienen dem Priester Gimpel so plausibel, daß er nicht umhin konnte, sie gelten zu lassen. „Alles, was Ihr mir da sagt, ist ganz richtig," sprach er, „und auch die zwei andern Schüler, die wir abgeschickt haben, das Stutenei zu kaufen, sind nicht weniger als Ihr mit Geschäften überladen und können sich ebenfalls mit dem Ausbrüten nicht befassen. In der That hat der eine das Amt, die Fremden und die Besuche zu empfangen, welche beinahe täglich in das Kloster kommen, sich mit ihnen zu unterhalten, ihre Klagen anzuhören und ihre Streitigkeiten zu schlichten, und das ist mehr als zu viel Beschäftigung für seine ganze freie Zeit. Dem andern fehlt es auch nicht an Arbeit, denn er hat die Proviantverwaltung über sich; er muß von Dorf zu Dorf kaufen, von Markt zu Markt gehen, um Zeug zu unsern Kleidern und Vorräthe für unsere Ernährung einzukaufen. Also hat ein Jeder von Euch für seinen Theil genug zu thun, um sich mit Grund von dem Geschäfte des Eierausbrütens losmachen zu können. Was mich anlangt, so habe ich dagegen fast den ganzen Tag freie Zeit, daher nehme ich es über mich, meine Muße zum Brüten zu verwenden. Zu diesem Ende werde ich das Ei unausgesetzt zwischen meine Arme geklemmt halten, es ganz sanft an meine Brust

drücken, fortwährend mit meinem Athem darüberhin blasen und während der ganzen Brützeit mich nur von sehr stark mit Knoblauch, spanischem Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Teufelsdreck und andern erhitzenden Substanzen gewürzten Speisen nähren, damit ich mir den zum Ausbrüten nöthigen Hitzegrad verschaffe. Freilich wird es mir einige Mühe kosten, eine derartige Lebensweise einzuhalten, um dadurch ein so schwieriges Unternehmen glücklich zu Ende zu führen; allein gleichviel! wenn ich nur erst das Junge auskriechen sehe, dann bin ich schon zufrieden und werde mich für hinlänglich entschädigt für alle meine Strapazen und Entbehrungen ansehen."

Während Gimpel und seine Schüler diese Betrachtungen anstellten und diese Pläne in ihren Köpfen herumtrugen, gelangten Kameel und Brömmer an den Ort, wo die Stuteneier verkauft wurden, daß heißt an den Damm, auf dessen Abhange Kameel die großen Kürbisse gesehen hatte, die man ihm für Stuteneier ausgab. Beide waren vor Freude ganz außer sich, als sie sahen, daß diese noch da waren, denn sie hatten stark gefürchtet, man möchte über dieselben während ihrer Entfernung anders verfügt haben. Der Besitzer befand sich in der Nähe, sie redeten ihn an und sagten ihm, indem sie große Eile an den Tag legten, er müsse ihnen unbedingt eins seiner großen Stuteneier ablassen.

„Ho! ho!" antwortete der, an dem sie sich gewendet hatten, mit erstauntem Tone, „wißt Ihr denn auch, daß diese Eier von einer ganz absonderlichen Art sind und daß man nirgends wo anders ähnliche findet? Ich halte sie sehr theuer und Ihr sehet mir nicht wie Leute aus, die dafür so viel Geld weggeben können."

„Was!" antworteten die Käufer, „glaubt Ihr denn, daß es das erste Mal in unserem Leben ist, daß wir Eier von

dieſer Art einhandeln? Haltet Ihr uns für Dummköpfe? Wir kennen den Preis dieſer Eier recht wohl, man kann ſie überall für fünf Pagoden haben. Gebt uns alſo eins der dickſten und nehmt dafür Euere fünf Pagoden."

„Fünf Pagoden!" verſetzte der Beſitzer, „ich könnte ſie Euch wegen ihrer herrlichen Qualität eigentlich viel theurer verkaufen, da Ihr mir aber brave Leute zu ſein ſcheint, die nicht handeln, ſo will ich mit Rückſicht auf Euere Offenheit und ſonſtige gute Geſinnung einwilligen, Euch eins der ſchönſten zu dieſem Preiſe zu laſſen, jedoch nur unter einer Bedingung: Ihr dürft durchaus Niemandem ein Wort davon ſagen, daß Ihr einen ſo guten Handel gemacht habt, denn wenn man im Publikum erfährt, daß ich Euch ein Stuteuei von ſolcher Qualität und ſolchem Umfang für fünf Pagoden gelaſſen habe, würde man mich überall auslachen und es würde dies überdem noch meinem Geſchäft ſelbſt weſentlichen Schaden bringen."

Nachdem die beiden Käufer dem Beſitzer ein unverbrüchliches Stillſchweigen zugeſagt hatten, wählte derſelbe einen der größten Kürbiſſe, den er finden konnte, caſſirte dafür fünf Pagoden ein und nahm dann von ihnen Abſchied, indem er ſie aufforderte, ihr Stuteuei ſo ſchnell als möglich fortzuſchaffen.

Brömmer hob, von Kameel unterſtützt, den Kürbis mit vieler Mühe auf den Kopf und nun machten ſie ſich auf den Rückweg in ihr Kloſter, Beide ganz außer ſich vor Freude, daß ſie ihren Handel weit über ihre Erwartung gut abgeſchloſſen hatten.

Während ſie nun ſo ſelbander einher ſchritten, indem Brömmer das Stuteuei auf dem Kopfe trug und Kameel vor ihm hermarſchirte und ihm den Weg zeigte, ſingen ſie

an, verſchiedene Sprüchwörter und Verſe zu citiren, um ſich gegenſeitig über den glücklichen Handel, den ſie gemacht hatten, zu beglückwünſchen. Brömmer eröffnete die Unterhaltung mit folgenden Worten:

„Wahrhaftig," ſprach er, „unſere Vorfahren haben ganz Recht gehabt, wenn ſie ſagten, wer Buße thut, arbeitet an ſeinem Glücke. Wir ſehen jetzt mit eignen Augen die Erfüllung dieſes Satzes und zweifeln nicht, daß es die Folge des ſtrengen Büßerlebens iſt, dem ſich unſer tugendhafter Meiſter hingiebt, wenn wir heute Gelegenheit gefunden haben, für die mäßige Summe von fünf Pagoden ein Pferd einzuhandeln, das in kurzer Zeit deren fünfzig werth ſein wird.

„An dem, was Du da ſagſt, iſt auch nicht der geringſte Zweifel," ſprach Kameel. „Haben nicht unſere Vorfahren auch geſagt, daß nur in der Uebung der Tugend ein Gewinn liegt und alles Andere nichts iſt? Das heißt, man hat nur bei einem tugendhaften Leben Annehmlichkeiten und Vortheile zu erwarten, und alle anderen Genüſſe ſind mit einem bittern Beigeſchmack verſehen. Jetzt ſind wir ſelbſt Zeugen von der Wahrheit dieſes Sprüchworts, und es ſind unzweifelhaft die glänzenden Tugenden unſeres Prieſters, die uns für einen ſo niedrigen Preis einen Gegenſtand von ſo hohem Werthe finden ließen."

„Nichts iſt gewiſſer als das," verſetzte Brömmer; „hören wir nicht alle Tage ſagen, daß, wer gut ſäet, auch gut erndtet, und iſt nicht hier der Beweis geliefert, daß, wer Gutes thut, auch Gutes zur Belohnung erhält?"

Während ſie ſich ſo mit Sprüchwörtern unterhielten, hatten ſie bereits einen guten Theil ihres Weges zurückgelegt; jetzt kamen ſie an einem dichtbelaubten Baum vorüber,

deſſen Aeſte ſehr tief herabhingen. Da ſie ſehr ſchnell gingen und ſich gänzlich in die ernſte Unterhaltung, in die ſie verwickelt waren, vertieft hatten, ſo achteten ſie auf keinen der äußern Gegenſtände, die ſie umgaben, und derjenige, welcher den Kürbis trug, dachte nicht daran, ſich zu bücken, während er unter einem der niedrigſten Zweige hinwegging; der Kürbis ſtieß alſo heftig gegen denſelben, dadurch verlor ſein Träger das Gleichgewicht, fiel auf die Naſe und der Kürbis rollte nach einem Gebüſch in der Nähe, wo er in mehrere Stücke zerſprang.

Zufällig hatte eben ein Haſe in dem Gebüſch gelegen, neben welchem der Kürbis liegen blieb; das durch das Geräuſch erwachte und erſchreckte Thier ſprang natürlich ſofort auf und ergriff die Flucht.

Gleichzeitig ſahen Kameel und Brömmer ihren Kürbis in Trümmer gehen und den Haſen aus dem Gebüſch ſpringen und eiligſt ſein Heil in der Flucht ſuchen. Voll Erſtaunen und Verwunderung riefen ſie: „Da läuft das Füllchen, welches aus dem Ei geſchlüpft iſt und uns jetzt zu entwiſchen ſucht! Wir wollen demſelben ſchnell nachſetzen und es zu erhaſchen ſuchen, müßten wir auch dabei unſer Leben verlieren.“

Sofort fingen ſie an, dem Haſen aus Leibeskräften nachzulaufen; der Weg, den derſelbe eingeſchlagen hatte, ging durch eine mit Geſtrüpp bedeckte Ebene, die beiden Schüler aber, ganz erpicht auf das Verfolgen, achteten weder auf die Dornen, noch auf das niedere Geſträuch, durch welches ſie mußten, fühlten ſelbſt die Steine nicht, auf die ſie ihre bloßen Füße ſetzten, ſondern liefen, ſo lange ihnen noch ein Fünkchen Athem blieb, dem Haſen nach und hörten nicht eher auf, ihn zu verfolgen, als bis die Haut ihrer Beine

ganz zerfetzt von Dornen, ihre Fußsohlen von den langen Stacheln derselben zerstochen und von Steinen aufgerieben waren und ihre Kleider in Lumpen um sie herumhingen. Ihr Herz klopfte mit solcher Schnelligkeit, daß es unmöglich gewesen wäre, die Schläge desselben zu zählen; ihre Ohren waren ihnen vom Laufen fast verstopft, ihre Eingeweide klebten beinahe am Rückgrat, ihre Schenkel und Beine trieften von Blut, und endlich verloren sie auf einmal den Athem und stürzten ohne Besinnung und ganz von Ermüdung und Leiden erschöpft zu Boden.

Nachdem sie einige Zeit Athem geschöpft, erhoben sie sich, entschlossen, die Verfolgung des Hasen fortzusetzen; lange suchten sie ihn mit den Augen, allein umsonst, ihr kleines Füllchen blieb verschwunden. Da sie nun nicht wußten, welchen Weg es eingeschlagen hatte, blieb nichts weiter übrig, als von der Verfolgung abzustehen. Sie richteten hierauf, obwohl mit vielem Widerstreben, ihre Aufmerksamkeit darauf, das Blut, welches von ihren ganz von Dornen zerfleischten Beinen herabrann, zu stillen, und nachdem sie einige der spitzesten derselben, welche ihnen in die Fußsohlen gedrungen waren, ausgezogen hatten, machten sie sich wieder auf den Weg in ihr Kloster, wo sie endlich sehr spät am Abend schamroth, hinkend, von Schmerzen ganz außer sich und von Hunger ganz erschöpft, anlangten, denn sie hatten ganzer drei Tage nichts genossen.

Kaum sahen sie sich wieder in den vier Mauern ihres Klosters, als sie alles, was ihnen noch an Kräften übrig geblieben war, zusammenrafften, sich die Brust zerschlugen, die Haare ausrauften und verschiedene andere Zeichen der Verzweiflung von sich gaben, indem sie zu gleicher Zeit das Kloster von ihrem Geschrei und Klagen wiederhallen ließen.

Schnell verbreitete ſich der Lärm im ganzen Kloſter; Paramarta und ſeine Schüler kamen erſchreckt herbeigeſtürzt, und da ſie die Grimaſſen, die ſie erblickten, nicht verſtanden, gleichwohl aber die beiden Schüler mit geſchwollenen Füßen, an Schenkeln und Beinen zerfleiſcht und von Blut tropfend, ihre Kleider ganz zerriſſen ſahen, ſo ward ihre Beſtürzung nur noch größer; ſie trockneten die Thränen der beiden Bekümmerten, ſchloſſen ſie zärtlich in ihre Arme und nachdem ſie ihnen tauſend Beweiſe von Freundſchaft und Mitleid gegeben hatten, fragten ſie ſie mit vieler Aengſtlichkeit, was ſie denn hätten und welches Unglück ihnen zugeſtoßen ſei; gleichzeitig beſchworen ſie ſie aber, ſich zu beruhigen und ihre Leiden nicht durch dieſe beunruhigenden Zeichen der Verzweiflung noch zu vergrößern.

Nachdem die beiden Schüler durch dieſe wohlwollende Aufnahme ſich etwas ermuthigt fanden, ergriff Kaneel das Wort und erzählte mit den größten Einzelnheiten, und ohne dabei den kleinſten Umſtand auszulaſſen, Alles, was ihnen ſeit ihrer Abreiſe bis zur Rückkehr in ihr Kloſter paſſirt war. Seine Erzählung war ſehr lang. Als er geendet hatte, wendete er ſich mit dem Tone eines Menſchen, der ein Gut, was er ſchon feſt zu beſitzen glaubte, ſeinen Händen wieder entſchlüpfen ſieht, an den Prieſter und ſprach: „Ach hättet Ihr nur geſehen, was für eine Art Pferd wir verloren haben, Ihr würdet dann ſelbſt am beſten beurtheilen können, ob wir ein Recht haben, in Verzweiflung zu ſein. In meinem ganzen Leben habe ich ſo etwas nicht geſehen. Welche Lebendigkeit! Welches Feuer! Welche Schnelligkeit! Welche Begeiſterung!“

„In demſelben Augenblicke, wo das Ei im Fallen auf die Erde zerbrach, ſahen wir aus demſelben ein kleines Füllchen

herauskommen, das ohngefähr eine Elle in der Länge maß, ganz proportionirt gewachsen war, aschfarbig aussah und sogleich seine zwei schönen kleinen Ohren spitzend, sein Schwänzchen auf den Rücken legend, mit einem Male seine vier Beine ausgreifen ließ und im völligen Carrière davonjagte. Seine Bewegungen waren so flink, daß man kaum unterscheiden konnte, ob es lief oder flog; mit einem Worte, ob es gleich nur ein erst aus dem Ei gekrochenes Füllchen war, man kann sich keine Vorstellung von der Lebendigkeit und dem Feuer machen, die dasselbe an den Tag legte."

Als Kameel zu sprechen aufgehört hatte, unterließ es Gimpel nicht, ihm noch ferner Muth einzusprechen und sprach mit gleichgiltiger Miene zu ihm: „Allerdings bin ich jetzt um fünf Pagoden ärmer, aber nach dem, was Ihr mir da über das Naturell dieses Füllchens erzählt, reut mich mein Geld nicht; denn wenn es, nachdem es kaum aus der Schale heraus war, schon so viel Lebendigkeit und Feuer an den Tag legte, was hätte aus demselben werden müssen, wenn es groß geworden wäre und erst Zähne bekommen hätte? Es hätte sich demselben wahrscheinlich nicht einmal Jemand nähern dürfen. Was mich anlangt, so mag ich ein solches Pferd überhaupt nicht, sollte ich dasselbe auch fast für nichts bekommen, und hätte ich es, so würde ich niemals wagen, es zu besteigen, oder es würde mich doch, wenn ich je die Unvorsichtigkeit begangen hätte, es zu thun, eines Tages abwerfen und tödten. Macht Euch also um diesen Punkt ferner keine Unruhe, laßt Eure Wunden verbinden und dann genießet der Ruhe und der Nahrung, die Euch nach so vielen ausgestandenen Strapazen und Leiden so überaus nöthig sind.

Drittes Abenteuer

Gimpels Reise auf einem gemietheten Ochsen.

Einige Tage nach der Geschichte mit dem Stutenei war Gimpel genöthigt, eine Reise von mehreren Tagen zu unternehmen, und da er nicht in sich die Kraft fühlte, die Strapazen einer so langen Reise zu ertragen, befahl er seinen Schultern, ihm ein Miethsjammroß zu verschaffen. Dieselben mietheten ihm also einen alten Ochsen ohne Hörner und kamen mit dem Eigenthümer darin überein, daß er jeden Tag für sich und seinen Ochsen einen Goldsanam haben sollte. Der zur Abreise bestimmte Tag war angebrochen und man mußte sich also auf den Weg machen. Da sie aber im Kloster einen Theil des Tages durch die Verkehrungen zur Reise und verschiedene andere Gründe zurückgehalten worden waren, konnten sie erst spät am Morgen aufbrechen.

Nun war gerade die Zeit der grimmigsten Hitze im Jahre und die Sonnengluth schien noch durch eine gänzliche Windstille stärker geworden zu sein. Sie mußten eine sandige und kahle Ebene durchwandern, wo es unmöglich war, ein Gebüsch zu finden, welches nur so viel Schatten gewährte, um eine Person gegen die Sonnenhitze zu schützen. Der alte Gimpel fühlte sich sehr bald durch die außerordentliche Hitze, der er ausgesetzt war, fast erstickt, sein Körper glich sehr bald dem absterbenden Stengel der Pflanze Passun-Kiren *) und da der Athem ihm mit einem Male gänzlich

*) Da der Stengel dieser Pflanze stets trocken und wie geknickt aussieht, so erscheint sie selbst beständig in dem Proceß des Absterbens begriffen.

ausging, wäre er beinahe in Ohnmacht gefallen, allein seine Schüler bemerkten noch bei Zeiten diesen Schwächezustand, fingen ihn in ihren Armen auf, ließen ihn sanft nieder und legten ihn der Länge lang auf die Erde, während er gänzlich ohne Besinnung war und fast kein Lebenszeichen von sich gab.

In dieser grausamen Verlegenheit fanden sie kein Mittel, ihn wieder zu sich zu bringen, die Hitze war so heftig, daß sie ihn auf der Stelle, wo er auf brennendem Sande der schlimmsten Hitze der Mittagssonne ausgesetzt dalag, nicht liegen lassen konnten, ohne ihn in Gefahr zu bringen, das Leben einzubüßen. Anderer Seits bemerkten sie keinen Baum in der Nachbarschaft, nicht einmal einen Strauch, in dessen Schatten sie ihn hätten legen können, um ihn zu erfrischen und ihm den Gebrauch seiner Sinne wiedergeben zu können.

Endlich fanden sie folgendes Auskunftsmittel: sie ließen den Ochsen Halt machen und legten ihren Herrn und Meister der Länge lang ausgestreckt unter seinen Bauch nieder, so, daß der Schatten des Ochsen den Kranken vor den Sonnenstrahlen in Schutz nehmen konnte. Nachdem Gimpel also dergestalt im Schatten des Ochsen, der ihm als Sonnenschirm diente, lag, stellten sich seine Schüler um ihn herum und fächelten ihm eine lange Weile mit den Zipfeln der Gewänder, mit denen sie bekleidet waren, Luft und Kühlung zu. Durch diese ihre Sorgsamkeit fühlte sich Letzterer auch etwas erquickt und bekam nach und nach seine Besinnung wieder. Endlich milderte ein frisches Lüftchen, welches sich erhob, ein wenig die Hitze der Atmosphäre und der Priester, der inzwischen wieder ganz zu sich gekommen war, bestieg seinen Ochsen wieder und setzte seine Reise, unterstützt von einem frischen Winde fort.

Beim Untergang der Sonne langten sie ohne weiteres Abenteuer in einem kleinen Dorfe an, wo sie Halt machten, um daselbst ihr Nachtquartier zu nehmen; allein als sie sich sämmtlich in die Ortsherberge begeben hatten, verlangte der Ochsentreiber seine Bezahlung für die Tagesreise und Gimpels Schüler überreichten ihm einen Goldsanam; derselbe weigerte sich indeß, ihn anzunehmen, indem er Zeichen der Unzufriedenheit gab und erklärte, es sei dies nicht genug!

„Was," antworteten die Schüler, „ist nicht ein Goldsanam der von Dir selbst ausgemachte Preis für die Benutzung Deines Ochsen auf einen Tag? Worüber beklagst Du Dich also und was soll das Gebrumme heißen?"

„Allerdings," versetzte der Ochsentreiber, „beträgt die Miethe für meinen Ochsen als Reitpferd so viel, allein damit werdet Ihr nicht wegkommen, denn mein Ochse hat Euch nicht blos als Saumthier, sondern auch als Sonnenschirm gedient, und ohne den Schatten desselben würde Euer Priester jetzt überhaupt gar nicht mehr existiren. Ich verlange also außer dem für mich und meinen Ochsen ausbedungenen Goldsanam noch besondere Bezahlung für den Schatten meines Ochsen, weil, indem derselbe Ersterem als Sonnenschirm diente, er ihm das Leben gerettet hat."

„Welche Ungerechtigkeit!" schrieen zornig Gimpels Schüler. „Hat man je in der Welt Jemanden Bezahlung für den Schatten irgend einer Sache verlangen sehen? Bringe Deine Beschwerde vor bei wem Du willst, von uns sollst Du auch nicht einen Heller über die Summe bekommen, die wir mit einander ausgemacht haben."

Ein Wort gab natürlich das andere und so ward der Streit zwischen dem Ochsentreiber und den Schülern Gimpels so lebhaft und sie schrieen im Zanke so laut, daß das ganze

Dorf davon rebellisch ward: Männer, Weiber, Kinder, kurz, Alles kam herbeigelaufen, um Zeuge dieses Schauspiels zu sein. Der Aelteste des Dorfes, ein Mann von der Pallykaste *), warf sich unter die Streitenden und erbot sich, ihnen als Schiedsrichter zu dienen und ihren Streit zu schlichten. Beide Parteien trugen ihm also in der Länge und Breite den Gegenstand ihres Zwiespalts und ihre gegenseitigen Behauptungen vor. Endlich fragte der Pally, nachdem er ihnen Stillschweigen auferlegt, mit würdigem und ernstem Tone, ob sie sich bei seinem unparteiischen Richterspruch, den er nach bestem Wissen und Gewissen zu geben bereit sei, beruhigen wollten. Beide Theile kamen überein, sich seiner Entscheidung zu unterwerfen, allein ehe er seinen Richterspruch that, ließ er folgende Einleitung vorangehen.

„Ich befand mich," sprach er, „vor einigen Jahren auf Reisen und gelangte eines Abends in eine Herberge, wo ich die Nacht zu bleiben beschloß. Dieser Ort gewährte nicht blos den Reisenden einen Platz zum Ausruhen, sondern der Aufseher der Herberge bekleidete zugleich auch die Stelle des Kochs, der ihnen für ihr Geld eine Mahlzeit zubereitete. Nun ward in demselben Augenblick, wo ich anlangte, für einige dort befindliche Reisende gerade ein prächtiges Ragout von Hammelfleisch gekocht, das so herrlich gewürzt war, daß der Duft, den es ausströmte, sich in der ganzen Herberge verbreitete und unsere Riechwerkzeuge auf das Angenehmste berührte. Ich würde nun sehr gern an der Mahlzeit Theil genommen haben, allein ich mußte es wohl bleiben lassen, da ich kein Geld hatte; ich näherte mich also dem Ort, wo das Hammelragout gekocht ward, zeigte dem Koch

*) Niedrige Kaste auf der Küste Coromandel.

meinen in ein leinenes Tuch eingeschlagenen Reis und bat ihn demüthig, er möge mir doch gestatten, einige Zeit diese Leinwand dem Rauche, der von dem kochenden Ragout ausströme, auszusetzen, damit der in demselben befindliche Reis wenigstens die Ausdünstungen jenes Gerichts einsaugen könne, da ich nicht die Mittel besitze, mir einen Theil seines Inhalts zu verschaffen. Der Koch, gefälliger als es gewöhnlich die Leute seines Gewerbes sind, ging sehr höflich auf meine Bitte ein; ich nahm also sogleich das Tuch, in welches mein gekochter Reis eingeschlagen war, und hielt es über das Hammelragout, drehte und wendete es nach allen Seiten, damit der Reis so viel als möglich von den Ausdünstungen desselben durchdrungen werde, und that dies so lange, bis das Fleisch, weil es gar war, vom Feuer abgenommen ward. Hierauf setzte ich mich in einen Winkel der Herberge, wo ich in Ruhe meinen Reis verzehrte, der mir auch ganz vortrefflich schmeckte, ob er gleich nur mit Dünsten gewürzt war. Als ich mich aber am folgenden Tage auf den Weg machen wollte, trat mir der Aufseher der Herberge in den Weg und sagte mit entschlossener Miene, daß ich, ehe ich mich entfernen dürfe, zuvor den Rauch seines Hammelragouts zu bezahlen habe, mit dem ich am vergangenen Abend meinen Reis angemacht hätte. „Was wollt Ihr?" antwortete ich voll Erstaunen und Zorn. „Hat man je gehört, daß Jemand für Rauch Geld gezahlt hat?" Kurz, ich weigerte mich, zu bezahlen und schrie laut über Ungerechtigkeit; mein Gegner aber packte mich beim Gewande und erklärte, er werde mich nicht eher loslassen, bis ich ihm die genossenen Dämpfe bezahlt habe. Endlich appellirten wir, da wir uns nicht verständigen konnten, an den Dorfrichter, der unsern Streit entscheiden sollte. Glücklicher Weise gehörte dieser

zu den Wenigen, die Alles mit der Wage der strengsten Gerechtigkeit wiegen, ohne sich durch Geschenke oder andere persönliche Rücksichten von derselben abwendig machen zu lassen. Uebrigens war er auch ein Mann von Bildung und hatte die Darma Shastra und alle Wissenschaften inne, wie sich aus folgendem Urtheilsspruch, den er in meiner Angelegenheit fällte, ergiebt. Dieser lautete wie folgt: „„Die, welche das Hammelragout verzehrt haben, sollen in gutem blanken Gelde bezahlen, der aber, welcher die Dünste oder den Rauch, der aus dem Ragout aufstieg, verschluckte, soll mit den Dünsten oder mit dem Geruche des Geldes bezahlen.““

Hierauf nahm er einen kleinen Geldsack, den er bei sich trug, näherte sich meinem Widersacher, packte ihn mit der einen Hand beim Nacken und mit der andern rieb er ihm denselben recht scharf unter die Nase und sprach: „„Riechet, riechet, lieber Freund, hier ist der Lohn für den Rauch oder den Duft Eures Hammelragouts!““ „„Genug, genug,““ sprach mein Gegner, „„Ihr reißt mir das Ohr ab, ich bin zufriedengestellt, laßt mich ruhig nach Hause zurückkehren.““ —

„Habt Ihr nun verstanden, was ich damit sagen will?“ fuhr jetzt der Richter fort; „scheint Euch das eben erwähnte Urtheil billig oder nicht? Nun ich will Euere Sache eben so schlichten, also hört an: Dafür, daß Jener Euern Ochsen geritten hat, hat er sich bei Euch mit gutem baarem Gelde abzufinden, dafür aber, daß er in dem Schatten desselben geruht hat, soll er mit dem Schatten von Geld bezahlen. So lautet mein Urtheil. Weil jedoch die Sonne schon untergegangen ist, können wir in diesem Augenblick von dem Gelde keinen Schatten haben; da aber eins so gut wie das andere ist, so wollen wir den Ochsentreiber mit dem Klange des Geldes bezahlen!“

Bei diesen Worten nahm der Richter einen Geldbeutel in die eine Hand und mit der andern faßte er den Ochsentreiber beim Ohre, ließ einige Zeitlang den Beutel, während er ihm unsanft das Ohr rieb, vor demselben klingen und sprach: „Lieber Freund, gieb wohl Acht auf den Klang, denn dieß ist die Bezahlung für den Schaden Deines Ochsen.“

„Genug,“ schrie der Treiber, „Ihr reißt mir das Ohr ab, ich bin ganz zufriedengestellt, laßt mich los und mit meinem Ochsen in Frieden nach Hause zurückkehren.“

Der Priester wendete sich hierauf seiner Seite an den Ochsentreiber und sprach zu ihm: „Ich bedarf Deiner Dienste nicht weiter und danke überhaupt für die Gesellschaft eines Menschen, der mich so unzeitigen Streitigkeiten aussetzt; folglich kannst Du sammt Deinem Ochsen Deiner Wege gehen, ich werde meinen Weg zu Fuß und in kleineren Tagereisen fortsetzen.“

Hierauf kehrte er sich nach dem Richter um, dankte ihm, daß er den Streit mit Billigkeit und zu seinem Gunsten entschieden, gab ihm seinen Segen und verabschiedete sich von ihm.

Viertes Abenteuer.

Das geangelte Pferd.

Am folgenden Tage standen Gimpel und seine Schüler, die ihre Reise fortzusetzen gedachten, bei guter Zeit auf und setzten sich beim ersten Hahnschrei in Marsch, um die Frische des Morgens zu genießen. Da jedoch der alte Priester nicht schnell gehen konnte, wurden sie von der Sonnenhitze, noch ehe sie drei Meilen zurückgelegt hatten, überfallen. Aus

Furcht jedoch, ſich von Neuem den Widerwärtigkeiten des vorigen Abends ausgeſetzt zu ſehen, machten ſie im Schatten einiger am Wege ſtehenden Bäume Halt, um daſelbſt ſo lange auszuruhen, bis ſich der kühle Nachmittagswind erheben und ihnen erlauben würde, ihren Weg ohne Gefahr fortzuſetzen. Als ſie dort Poſto gefaßt, entfernte ſich auf einmal Dummbut von den übrigen Schülern, um ſich an einem dort befindlichen Teiche die Füße zu waſchen *). Am Ufer dieſes Teiches hatte man einen Tempel erbaut und der Pforte deſſelben gegenüber hatte ein frommer Mann ein Pferd aus gebranntem Thon aufſtellen laſſen **), um damit ein Gelübde, welches er zur Zeit einer Krankheit gethan hatte, zu erfüllen. Da nun der Teich bis zum Rande mit ſehr klarem Waſſer gefüllt war, ſo ſpiegelte ſich das Bild des Pferdes auf dem Grunde des Gewäſſers vollſtändig wieder.

Dummbut beobachtete lange ſtillſchweigend und erſtaunt dieſes Phänomen, deſſen Urſache er nicht errathen konnte. Indeß, nachdem er reiflich bei ſich überlegt hatte, was wohl die Veranlaſſung davon ſein möge, erinnerte er ſich endlich, daß das Bild oberwärts befindlicher Körper vom Waſſer wiedergegeben wird, und urtheilte, daß es wahrſcheinlich nur der Schatten oder die Abſpiegelung des Thonpferdes am Ufer des Teiches ſein werde. Er blieb endlich bei der Ueberzeugung ſtehen, daß das, was er für etwas Wirkliches gehalten, in der That nichts als ein Bild ſei, nachdem er das

*) Dies iſt eine anſtändige Redensart der Indier für „ein natürliches Bedürfniß befriedigen." Sie ſind nämlich gewohnt, wenn ſie dies gethan haben, ſich die Füße und unteren Körpertheile zu waſchen.

**) Thonfiguren von Pferden und andern Thieren findet man häufig in der Nähe indiſcher Tempel.

Pferd, welches man im Waſſer ſah, mit dem am Ufer desſelben befindlichen verglich und fand, daß die Farbe und Größe Beider ſo ziemlich dieſelben ſeien.

Inzwiſchen erhob ſich ein wenig Wind, der jedoch bald immer ſtärker ward und natürlich die Oberfläche des Waſſers heftig in Bewegung ſetzte, was zur Folge hatte, daß gleichzeitig auch der Schatten des Pferdes ſich zu bewegen und zu rühren ſchien. Dummbut bemerkte dieſe Veränderung, weil er aber ſah, daß das Thonpferd immer unbeweglich blieb, während doch das, was er im Waſſer ſah, ſich fortwährend bewegte, ſo änderte er auf einmal ſeine Meinung und war überzeugt, daß er ſich bei ſeinem erſten Urtheile getäuſcht habe.

„Iſt das Pferd," ſprach er zu ſich ſelbſt, „nichts als ein Spiegelbild desjenigen, welches am Rande des Teiches ſteht, könnte es ſich weder ſo bewegen, noch ſo hin und her wackeln, als es der Fall iſt, denn das Bild müßte doch ebenſo unbeweglich bleiben, als ſein Original: folglich muß das Pferd, welches ſich im Waſſer bewegt, ganz und gar von dem verſchieden ſein, welches am Rande des Teiches unbeweglich und unverändert daſteht."

Indeß wollte er ſeiner Sache ganz gewiß ſein. Er nahm alſo einen großen Stein und warf ihn mit aller Gewalt nach der Oberfläche des Waſſers, genau an den Ort, wo das Spiegelbild des Pferdes zu ſehen war. Gleichzeitig ſtieß er lautes Geſchrei aus und machte mit der Hand Zeichen und Grimaſſen, als hätte er das Pferd erſchrecken und nöthigen wollen, ſeinen Platz zu verlaſſen.

Als nun der Stein ins Waſſer fiel, ſo vermehrte ſich natürlich die Bewegung der Wellen um ein Bedeutendes. Das Pferd ſchien ſich in gleichem Verhältniß zu bewegen,

auszuschlagen, zu steigen, Sprünge zu machen, hinzustürzen und sich zu überschlagen, kurz, Alles das zu thun, was ein Zeichen eines wild gewordenen Pferdes ist. Nach alle dem zweifelte Dummhut keinen Augenblick länger, daß das, was er auf dem Grunde des Wassers sah, nicht wirklich ein lebendiges Pferd sei; er lief also, außer sich vor Freude, hin, diese Neuigkeit Gimpeln und seinen Schülern mitzutheilen und sich mit ihnen über die Mittel zu berathen, die sie anwenden müßten, um sich des besagten Pferdes zu bemächtigen.

Nachdem er ihnen Alles, was er gesehen, haarklein berichtet und er sie gleichzeitig von den Versuchen, die er angestellt, und von den Mitteln, die er angewendet, um sich zu versichern, daß das Pferd im Wasser von dem, was am Ufer des Teiches stehe, verschieden sei, in Kenntniß gesetzt hatte, wurden auch Gimpel und seine Schüler von der Richtigkeit dieser Thatsache überzeugt und Keiner von ihnen schien daran zu zweifeln, daß nicht wirklich ein Pferd unter dem Wasserspiegel vorhanden sei. In dieser Ueberzeugung erhoben sie sich Alle und folgten unserem Dummhut an das Ufer des Teiches, und da die Oberfläche desselben nach wie vor vom Winde in Bewegung gesetzt ward, so zeigte ihnen letztere den Schatten des Pferdes, den man sich mit dem Wasser bewegen und hin- und herwegen sah, während das thönerne Pferd an dem Rande des Teiches unbeweglich blieb. So überzeugte er sie Alle dergestalt, daß in ihrem Geiste auch nicht der Schatten eines Zweifels blieb, daß das Pferd, welches sich da unten bewegte, nicht von dem verschieden sein sollte, welches am Ufer stand, da das eine unbeweglich blieb, das andere aber in beständiger Bewegung begriffen war.

Gimpel und seine Schüler, überzeugt von der Richtigkeit der Berechnung Dummhuts, gingen sämmtlich auf den Vor-

ſchlag ein, den ihnen Letzterer machte, wie ſie ſich zu Herrn des Pferdes machen könnten, um ſo für ihren alten Prieſter auf bequeme Weiſe zu einem Reitpferde zu kommen. Es handelte ſich jetzt blos noch darum, ein Mittel zu finden, es zu fangen; allein gerade hierüber konnten ſie ſich nicht vereinigen. Einige von ihnen waren der Anſicht, es müſſe ein Theil von ihnen unterlaufen, um es mit Seilen zu binden und dann zu nöthigen, herauszukommen. Allein dieſer Punkt, obwohl der ſicherſte und ſchnellſte, ſchien ihnen doch zu gefährlich, und Keiner von ihnen beſaß Muth genug, ihn auszuführen. Einige Andere dachten, es werde klüger und weniger gewagt ſein, das Pferd mit einer Angel zu fangen, und dieſe letztere Anſicht behielt das Uebergewicht und alle Schüler vereinigten ſich, um ſie ins Werk zu ſetzen.

Sie machten alſo folgende Angel. Statt des Angelbaums nahmen ſie eine große Sichel, und ſtatt des Köders geflochten Reis, den ſie zur Reiſe mitgenommen hatten, und den ſie dadurch befeſtigten, daß ſie ihn mit einem alten Lappen um die Sichel banden. Da ſie keinen Strick hatten, um ihre Angel zu befeſtigen, ſo bedienten ſie ſich zu dieſem Zwecke des alten Turbans ihres Prieſters.

Nachdem Alles bereit war, ſo näherten ſie ſich dem Teiche und warfen die mit dem Reispacket umwickelte Sichel ins Waſſer. Als nun die ſchwere Maſſe auf die Oberfläche des Waſſers fiel, ſo ſetzte ſie daſſelbe heftig in Bewegung und brachte große Wellen hervor, der Schatten des Pferdes bewegte ſich in demſelben Verhältniß wie das Waſſer und ſchien dies mit ſolcher Gewalt und Ungeſtüm zu thun, daß die vom Schreck ergriffenen Schüler, welche fürchteten, das Pferd könne über ſie herfallen, die Angelruthe im Stich ließen und ſogleich die Flucht ergriffen. Dummbut allein

hatte Muth genug, ſie nicht zu verlaſſen und auf ſeinem Poſten zu bleiben; er fuhr alſo fort, den Turban zu halten, an deſſen Ende die Sichel befeſtigt war.

Sehr bald kamen nun die großen Fiſche, welche ſich auf dem Boden des Teiches aufhielten, in Schaaren von allen Seiten herbei, griffen das dicke Reispacket an und hatten es in einem einzigen Augenblicke vertilgt; die Sichel, welche ſich natürlich dadurch von dem Packet und dem Lappen, in den ſie eingeſchlagen war, losmachte, ſank bis auf den Boden des Waſſers herab und hatte ſich daſelbſt an einer großen Baumwurzel feſt, die von einem Ende des Teiches bis zum andern fortlief. Dummhut hielt gerade allein die Angelruthe, und da er bemerkte, daß dieſelbe einen heftigen Widerſtand fand, ſo bildete er ſich ein, daß das Pferd angebiſſen habe; er drehte ſich alſo zu den übrigen Schülern, die von Weitem zuſahen, um, und machte ihnen mit der Hand ein Zeichen, ſie möchten ihm doch ſo ſchnell als möglich zu Hilfe kommen. Dies thaten ſie auch eiligſt und faßten alle zuſammen das Ende des Turbans an, und da ſie fühlten, daß die Angel in der That Widerſtand leiſtete, ſo zweifelte Keiner von ihnen noch weiter, daß das Pferd wirklich in den Köder gebiſſen habe, und ganz außer ſich vor Freude über ihr Glück glaubten ſie ſich ſchon im Beſitz des Pferdes und zogen mit aller Kraft. Plötzlich aber gab der alte abgenutzte Turban ihren Anſtrengungen nach und riß mitten auseinander, die Fiſcher verloren das Gleichgewicht und ſtürzten alleſammt der Länge lang zu Boden, ihre Angel aber und ihr Pferd blieben auf dem Boden des Teiches verſunken.

Während dem ſich das zutrug, war aber ein rechtſchaffener Mann vorübergegangen, hatte das ganze Treiben mit an-

gesehen und lange stillschweigend dagestanden, ohne irgend etwas davon zu begreifen; als sie aber hingestürzt waren, ging er auf sie zu und fragte sie, mit welcher Art von Spiel sie sich denn da unterhielten. Die Schüler erzählten ihm nun ausführlich, warum sie es unternommen hätten, das Pferd, welches man im Wasser erblicke, zu angeln, wie sie verfahren wären, um sich desselben bemächtigen zu können, und wie unglücklicher Weise ihre Angelschnur in der Mitte gerissen sei, und zwar gerade in dem Augenblicke, wo sie sich schon im Besitz des Pferdes geglaubt hätten.

Der Mann, mit dem sie sprachen, erkannte bei ihrer Erzählung den hohen Grad ihres Blödsinns und beschloß, sie hinsichtlich ihres Irrthums aufzuklären.

„Ihr Einfaltspinsel," rief er, „seht Ihr nicht, daß das Pferd, welches man im Wasser erblickt, nichts weiter als das Spiegelbild des Thonpferdes ist, welches am Ufer steht? Wenn Ihr noch zweifelt," fügte er hinzu, „so will ich Euch trotz Euerer Dummheit von der Wahrheit meiner Worte überzeugen." In demselben Augenblicke nahm er das Stück Zeug, womit er seine Schultern bedeckt hatte, und hielt es quer vor das irrene Pferd, so daß ein Hinderniß für das Zurückwerfen des Bildes von Seiten des Wassers entstand, und sofort war auch das Pferd auf dem Grunde des Teiches verschwunden.

Gimpels Schüler, durch diesen Versuch überführt, daß sie in der That eine Dummheit begangen hatten, suchten sich bei dem Manne zu entschuldigen, indem sie ihm die Gründe auseinandersetzten, die sie vermocht hätten, mit solchem Eifer eine Gelegenheit zu suchen, sich ohne viele Kosten ein Pferd zu verschaffen, welches ihrem alten und schwachen Priester zum Sammreß dienen könne. Sie berichteten ihm

haarklein die Widerwärtigkeiten und Aergerniſſe, die ſie bereits erfahren hatten, und zwar nicht etwa blos bei dem eben ohne Erfolg beendigten Fiſchfang, ſondern vorzüglich bei der Geſchichte mit dem Stutenei, das ſie für fünf Pagoden gekauft und ihnen unterwegs zerbrochen war. Sie erzählten ihm auch von der grauſamen Geduldprobe, der ſie ſich den Abend vorher auf ihrem Marſche, wo ihr Herr beinahe vor Hitze erſtickt wäre, hatten ausſetzen müſſen, und die Schwierigkeiten, welche ihnen der Treiber des Ochſen, den der alte Prieſter geritten hatte, gemacht habe.

Der rechtſchaffene Reiſende erkannte aus der Erzählung dieſer Abenteuer, wes Geiſtes Kind die Leute waren, mit denen er ſich eingelaſſen hatte. Lebhaft von deren grenzenloſen Dummheit gerührt, wünſchte er, ihnen ſo viel Dienſte leiſten zu können, als er nur vermochte, und ſprach daher zu ihnen: „Ich habe zu Hauſe ein lahmes Pferd, das Euch zu Dienſten ſteht; es iſt alt, allein für Leute, wie Ihr ſeid, iſt es gleichwohl noch gut genug. Folgt mir alſo bis ins benachbarte Dorf und laßt es Euch während der Nacht in meinem Hauſe gefallen!“

Fünftes Abenteuer.

Die Partie zu Pferde.

Der brave Mann nahm alſo Gimpel und ſeine Schüler mit ſich und öffnete ihnen ſein Haus, um dort der Ruhe zu pflegen, bis die Stunde des Abendeſſens ſchlagen werde. Freilich war ihr Wirth durchaus kein reicher Mann, allein er hatte das Herz auf dem rechten Flecke, vorzüglich gefiel er ſich darin, Gaſtfreundſchaft gegen Fremde zu üben,

und dies that er stets mit der größten Uneigennützigkeit und Freigebigkeit. Als demnach die Stunde des Abendessens gekommen war, ließ er ihnen dasselbe auftragen und bewirthete sie aufs Beste.

Sie brachten die ganze Nacht in seinem Hause zu und am folgenden Tage schickte ihr Wirth ganz in der Frühe schon einen seiner Diener fort, um das Pferd herbeizuholen, welches er ihnen am Abend vorher versprochen hatte und das jetzt ruhig in der Nähe der Gräben des Dorfes weidete. Er ließ es dem Priester Gimpel verführen und bat ihn, dasselbe als einen Beweis seiner Freundschaft und Ergebenheit anzunehmen.

Ehe wir indeß in unserer Erzählung fortfahren, dürfte es nicht unangemessen sein, wenn wir eine kurze Beschreibung dieses Pferdes vorausschicken. Es mochte über 25 Jahre alt sein, hatte ein Auge zu wenig und vor langer Zeit war ihm das eine Ohr ganz glatt am Kopfe weggeschnitten worden, um das Umsichgreifen eines Geschwüres zu verhüten. Gleichwohl waren dies nur geringe Fehler, hätte es nicht auch auf einem der Vorderfüße gehinkt und wären nicht, um das Ganze noch zu verschönern, seine beiden Hinterbeine nach Außen verrenkt gewesen, so daß, wenn es ging, die zwei Kniekehlen gegen einander stießen und die zwei Beine ein Dreieck bildeten, wenn es gerade stand.

Indessen ging der Priester und seine Schüler leicht über diese kleinen Fehler hinweg, indem sie bedachten, daß ihnen ja dies Pferd nichts koste, und so waren sie ganz besessen vor Freude, als sie sahen, daß der Gegenstand, den sie sich schon längst so innig gewünscht, jetzt in ihrem Besitz war.

Sobald ihnen das Pferd übergeben worden war, stellten sich die Schüler um dasselbe herum und betrachteten es

lange mit Bewunderung und Stillschweigen. Während sie so auf beiden Seiten desselben standen, legte Einer von ihnen dem Thiere die Hand auf den Rücken und die übrigen Theile seines Leibes, um es zu streicheln. Ein Anderer hob ihm die Beine auf, ließ sie knicken und bewegte sie nach allen Richtungen, um den Nerven wieder Geschmeidigkeit zu geben. Ein Dritter faßte es beim Schwanze und machte ein Haar desselben nach dem andern auseinander und kämmte dieselben mit der größten Sorgsamkeit. Ein Vierter zupfte es behutsam beim Ohr, rieb ihm den Kopf und trocknete ihm die Augen und Nasenlöcher aus; ein Fünfter endlich brachte ihm Hände voll frisches Gras und steckte es ihm ins Maul.

Nachdem sie alle nur mögliche Sorgfalt auf das Pferd gewendet hatten, mußten sie es aufzäumen, um es reiten zu können. Allein da es nicht möglich war, sich an dem Orte, wo sie waren, ein der Würde eines Priesters angemessenes Pferdegeschirr zu verschaffen, so waren sie genöthigt, sich für den Augenblick mit einem alten in Lumpen zerfallenden Sattel zu begnügen, mit dem ihnen der Geber des Pferdes ebenfalls ein Geschenk machte. Dieser Sattel hatte jedoch kein Vordertheil zum Anlehnen, sie machten sich also ein solches durch ein Geflecht von drei oder vier Weinreben; sie fanden auch ein schlechtes Gebiß, und da es an einem Zaum fehlte, so verfertigten sie sich sofort an der Stelle desselben ein Strohseil. Gleichzeitig hatten sie auch Steigbügel ohne die dazu gehörigen Riemen gefunden; es lief also sofort einer der Schüler, um sich dergleichen zu verschaffen, im schnellsten Lauf in den benachbarten Flecken, von wo er auch zwei jener starken Ochsensehnen, mit denen man diese Thiere an den Pflug zu spannen pflegt, mitbrachte

und die dazu dienten, die Steigbügel an den Sattel zu befestigen.

Als das Pferd dergestalt gesattelt war, fragte Gimpel, der, da er sich das erste Mal in seinem Leben auf ein Pferd setzte, sich nicht unangenehmen Abenteuern aussetzen wollte, wenn er bei ungünstiger Zeit seinen Weg antrete, vorher den Dorfsterndeuter (Purohita) um Rath, um die Stunde und denjenigen Augenblick zu erfahren, der am günstigsten zur Reise sei. Sobald Letzterer ihm dieselben angegeben hatte, bereitete sich der Priester, zu Pferde zu steigen. Es war dies ein ganz neues Schauspiel; auch hatten sich alle Bewohner des Dorfes, Männer, Weiber und Kinder, versammelt, um Zeugen desselben zu sein, und in demselben Augenblicke, wo die Schüler Gimpels ihn in ihre Arme hoben, um ihn auf den Rücken der alten Schimmähre zu setzen, klatschten alle Zuschauer in die Hände und ließen die Luft von Beifallsgeschrei ertönen. Nachdem die fünf Schüler ihren alten Lehrer so gut als möglich auf das Pferd gesetzt und ihm die nothwendige Anweisung, das Gleichgewicht zu halten, ertheilt hatten, ergriff einer von ihnen das Strohseil, aus dem sie einen Zaum gemacht hatten, und zog das Pferd aus Leibeskräften vorwärts. Ein Anderer stellte sich hinter dasselbe und nöthigte es zum Gehen, indem er es mit der einen Hand fortstieß und mit der andern ihm tüchtige Hiebe mit dem Riemen aufzählte. Zwei andere gingen links und rechts mit aufgehobenen Armen, bereit, den Priester, wenn er etwa herabfallen wollte, aufzufangen. Dieser Letztere klammerte sich, um sich im Gleichgewicht zu halten, mit einer Hand an den Sattelknopf und mit der andern an die Mähne des Pferdes an. Der Fünfte endlich schritt dem Zuge um einige Schritte voran und schrie aus Leibeskräften

den Vorüberkommenden zu, aufzupassen und dem großen Priester Gimpel den Weg frei zu lassen, und während er mit lauter Stimme ein Loblied auf denselben herplärrte, forderte er sie auf, beim Vorübergehen dieser würdigen Persönlichkeit die derselben gebührenden Ehrenbezeigungen und Reverenzen zu machen.

So setzten sie einige Stunden lang ihren Triumphzug fort; als sie aber an ein Zollhaus kamen, so hielt sie der Einnehmer an und verlangte von ihnen das Wegegeld für das Pferd, welches sich nach seiner Angabe auf fünf Goldsanams belief.

„Was soll das heißen?" versetzten die über die Forderung des Zolleinnehmers ganz bestürzten Schüler. „Ihr treibt wohl mit uns Euren Spaß? Hat man je Zoll für ein von einem Priester geritteues Pferd erheben sehen? Ist denn überdem dieses Pferd ein Waarenballen, daß man uns hier mitten auf unserem Wege aufhält und verlangt, daß wir Chausseegeld bezahlen sollen? Dieses Pferd ist ein Geschenk, welches uns diesen Morgen von einer mitleidigen Seele gemacht worden ist, die, weil sie sah, daß unser Priester schon weit in Jahren vorgerückt sei und nur noch mit Mühe zu Fuß fort könne, Erbarmen mit ihm hatte und es ihm gab, um sich desselben als Reitpferd zu bedienen. Werdet Ihr, nachdem Ihr das gehört habt, immer noch wagen, Wegzoll für dasselbe zu verlangen? Was ist dies für eine abscheuliche Ungerechtigkeit!"

Aber die Schüler hatten gut schreien, zanken und klagen, das Herz eines Zöllners ist dem Mitleid unzugänglich. Als Letzterer sah, daß man Schwierigkeiten mache, ihn zu befriedigen, griff er dem Pferde in die Zügel und sagte, er werde es nicht eher fortlassen, bis man der Regierung ihren

Zoll bezahlt, indem er mit zornigem und entschlossenem Tone hinzufügte: „hier kenne ich Niemand.“

Die Schüler fuhren noch lange fort, gegen den Einnehmer zu schreien, indem sie bald Bitten, bald Drohungen anwendeten; allein Alles war vergeblich, denn Letzterer weigerte sich hartnäckig, das Pferd eher loszulassen, als bis man die von ihm verlangten fünf Goldfanams gezahlt habe. Zuletzt, als sie sahen, daß es kein anderes Mittel gebe, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, gaben sie ihm, was er verlangte. Natürlicher Weise gehörte der Priester nicht zu der Classe der Freigebigen. Gott weiß es, welches Gesicht er machte, als er seine fünf Goldfanams herausrücken mußte.

„Wozu hatte ich auch ein Pferd nöthig?“ sprach er grollend. „Wäre ich so gereist, wie früher, sähe ich mich jetzt weder so unangenehmen Begegnungen noch ähnlichen Ausgaben ausgesetzt!“

So setzten denn er sowohl wie seine Schüler, den Kopf noch ganz voll von den unangenehmen Begebenheiten und wüthend über das Unrecht, das sie erfahren hatten, ihren Weg stillschweigend fort und langten endlich an einer in einiger Entfernung von der Zolleinnahme liegenden Herberge an, um daselbst auszuruhen.

In dieser Herberge traf Gimpel einen Reisenden, der eben erst angelangt war; er knüpfte ein Gespräch mit demselben an und erzählte ihm die schreienden Ungerechtigkeiten, zu deren Opfer er durch einen Schuft von Einnehmer geworden sei, der unter dem Vorwande, Ch.ussegeld für ein altes, lahmes und einäugiges Pferd, das er ritt, zu erheben, ihm fünf Goldfanams gestohlen habe. Er tobte seinen Schmerz und bittere Klagen über die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit, die jetzt unter den Menschen seien, aus. „Ja,“

sagte er, „ohne Rücksicht auf meine geheiligte Würde als Prieger wagte man, mir mit Gewalt und ohne sich das geringste Gewissen daraus zu machen, fünf Goldfanams unter so nichtigen Verwänden zu rauben! Ist das Benehmen, welches man am heutigen Tage gegen mich zeigte, ohne daß einer der Zuschauer auch nur im Entferntesten daran dachte, sich zu meinem Gunsten ins Mittel zu schlagen, etwa von der Handlungsweise der Straßenräuber verschieden, die Gewalt brauchen, um die Vorübergehenden dessen zu berauben, was sie besitzen? Welche Unbilligkeit? Welche Verrätherei! Wird denn jemals so ungerechter Weise verdientes Geld Demjenigen, der es bekommen hat, von Nutzen sein? Werden jene Geldstücke, die man mir entrissen hat, sich nicht in eben so viele glühende Kohlen verwandeln, die Denjenigen lebendig verzehren, der sie ohne Scham gestohlen hat? Wenn Derjenige, welcher Traubenkraut (Amurtam) trinkt, Mühe hat, sich am Leben zu erhalten, wie kann der am Leben bleiben, der mit langen Zügen Gift einschlürft?“

Nachdem Gimpel einen Theil seiner Galle in diesen bittern Klagen und andern ähnlichen Ergießungen verspritzt hatte, nahm der Reisende, an den er sich gewendet hatte, auch seinerseits das Wort und versuchte, ihn durch philosophische Betrachtungen zu trösten.

„Ach, Herr Priester,“ sprach er, „was für eine Moral predigt Ihr da? Man sieht aus Euren Reden, daß Ihr ein Mann seid, der in der Einsamkeit gelebt hat, und durchaus keine Weltkenntniß habt. Wißt Ihr denn nicht, daß wir gegenwärtig in der schlimmsten Periode des Kahly-Yugam *)

*) So heißt das vierte und letzte der fabelhaften Zeitalter der Indier, und zwar das gegenwärtige. Seine Dauer soll 432000 Jahre betragen, von denen ohngefähr 5000 verflossen sind.

ſtehen, jenes unglücklichen Zeitalters, wo Alles hienieden ſchlecht wird, wo das Laſter allein auf der Erde herrſcht, wo Rechtſchaffenheit ein unter den Menſchen gänzlich unbekanntes Ding iſt und wo das Geld allein alle Tugenden erſetzt! In dieſem Zuſtande der Verderbniß, in welchem heutzutage die Menſchen leben, iſt das Geld ihr Götze, ihr Prieſter, ihre Kaſte, ihre Verwandtſchaft! Das Geld und immer wieder das Geld! Ein Menſch ohne Geld iſt ein für die Welt todter Mann. Das Wort „Geld“ hat eine ſo merkwürdige Gewalt über das Herz der heutigen Menſchheit, daß, glaube ich, wenn man es ganz laut vor dem Ohr eines bereits Verſtorbenen ausſpräche, derſelbe augenblicklich auferſtehen würde, um zu ſagen: her damit, ich will welches!“

„Ihr habt ganz recht,“ unterbrach ihn der Prieſter, „ich erkenne aus den traurigen Erfahrungen, die ich gemacht habe, daß Alles, was Ihr da ſagt, wahr iſt; das Geld übt eine ſolche Herrſchaft über die Menſchen aus, daß, wenn man es auf einen Haufen des ſtinkendſten und ſchmuzigſten Unraths legen wollte, die meiſten von ihnen ſich nicht ſchämen würden, es ſelbſt mit der Zunge, wenn es ſein müßte, aufzuheben.“

„Und was noch mehr ſagen will,“ verſetzte der Reiſende, „ſie würden ſich nicht einmal ſchämen, zu behaupten, daß das Geld, welches ſie von einem Schmuzhaufen genommen haben, gut rieche; denn ich wiederhole es Euch, in der Zeit, in welcher wir leben, ſehen die Menſchen durchaus nicht die Mittel an, wenn nur Geld gemacht wird; dies iſt für ſie genug, ob es aber auf rechtlichem oder unrechtlichem, anſtändigem oder unanſtändigem Wege geſchieht, das iſt ihnen ganz gleich.“

Nachdem Gimpel und der Fremde längere Zeit ſo mit einander moraliſirt hatten, bemerkte Erſterer, daß es ſchon

ſchon ſpät ſei, und da er die Friſche des Abends zur Fortſetzung ſeiner Reiſe zu benutzen gedachte, ſo beſtieg er ſeine alte Mähre wieder und machte ſich, von ſeinen Schülern begleitet, auf den Weg. Bei Sonnenuntergang gelangten ſie an ein Dorf, wo ſie die Nacht zuzubringen gedachten, und gaben daſelbſt auch dem Pferde ſeine Freiheit, damit es während der Nacht in der Nähe weiden könne.

Als ſie am nächſten Morgen ihre Reiſe fortſetzen wollten, verließ einer der Schüler das Dorf, um das Pferd zu holen; allein obgleich er es auf allen Winkeln ſuchte, konnte er es doch nicht entdecken. Die fünf Schüler gingen alſo alle zuſammen aus, es zu ſuchen, und nachdem ſie von einer Seite des Dorfes zur andern gelaufen waren, ohne entdecken zu können, was aus demſelben geworden ſei. Endlich erfuhr man, daß es im Dorfe ſelbſt in dem Stalle eines Bauern eingeſperrt ſei, der es am Morgen auf ſeinem Acker weidend gefunden und eingefangen habe, jetzt aber ſich weigere es herauszugeben.

Gimpel und ſeine Schüler eilten herbei, um ihr Eigenthum zu reclamiren; allein der Bauer weigerte ſich hartnäckig, ihnen das Pferd zurückzugeben, weil es die vergangene Nacht auf ſeinem Felde die jungen Pflanzen abgefreſſen habe und der Schaden, den es angerichtet, weit höher als der Werth des Pferdes ſelbſt ſei; er ſei alſo entſchloſſen, es als einen ſchwachen Erſatz für den Verluſt, den er erlitten, zu behalten.

Gimpel brachte darüber eine Klage bei dem Aelteſten des Dorfes an; dieſer ließ den Bauer kommen und erlangte endlich, theils durch Bitten, theils durch Drohungen von demſelben, daß er dem Prieſter ſein Pferd zurückgeben wolle, nachdem ihm derſelbe vorher eine Geldſumme bezahlt habe, die

ohngefähr dem Schaden, den er erlitten, gleichkäme. Man ernannte sofort Sachverständige, die an den Ort hingingen und den von dem Pferde angerichteten Schaden untersuchten; allein als dieselben zurückkamen, versicherten sie, was das Pferd gefressen, ausgerissen und mit den Füßen zertreten habe, werde dem Eigenthümer immer einen Schaden von 5 bis 10 Fanams machen. Aus Rücksicht indeß für den Stand des Priesters und indem man die Verluste und Ausgaben, denen er so eben nach seiner Behauptung wegen dieses Pferdes ausgesetzt gewesen war, vernommen, setzte man die Entschädigungssumme auf vier Fanams herab, die er aber gleich erlegen mußte. Daß er dies natürlich mit sehr saurem Gesichte that, versteht sich von selbst.

Als ihm das Pferd zurückgegeben worden war, wendete er sich zu seinen Schülern und sprach mit aufgebrachtem Tone: „Seitdem ich dieses verdammte Thier besitze, werde ich von jeder Art Unglück verfolgt; ich mag es nicht mehr, und künftig werde ich, wie sonst, zu Fuße gehen.“ Seine Schüler und die Bewohner des Dorfes drangen jedoch in ihn, auf eine solche Absicht zu verzichten, „denn,“ sagten sie, „zu Fuß zu reisen schickt sich durchaus nicht für Euern Rang, außerdem müßt Ihr auch bedenken, daß Ihr, jetzt weit an Jahren vorgerückt seid und in Folge dessen gar nicht mehr die Kraft besitzt, die Mühseligkeiten einer langen Reise zu ertragen; Ihr müßt unbedingt Euer Pferd behalten!“

Inzwischen näherte sich ihm ein Zauberer aus einer Pariah-Kaste, der zugegen war, und Alles, was vorgegangen war, mit angehört hatte, hieß alle Anwesenden schweigen, und wendete sich also an Gimpel: „Herr Priester!“ sprach er, „wenn Ihr mich mit Euerem Vertrauen beehren wollt, so bin ich bereit, alle Euere Besorgnisse zu zerstreuen, indem

ich die Urſache Eueres Unglücks entferne. Nach dem nämlich, was Ihr erzählt habt, habe ich nicht den geringſten Zweifel, daß Euer Pferd von irgend einem Euerer geheimen Feinde behext worden iſt. Dieſer Zauber iſt der alleinige Grund von allem jenem Mißgeſchick, das Euch verfolgt, ſeitdem das Pferd in Eueren Beſitz iſt. Kann man den Zauber nicht möglichſt bald brechen, ſo könnt Ihr Euch noch auf ganz andere Widerwärtigkeiten gefaßt machen. Allein wenn Ihr einwilligt, mir fünf Goldfanams zu geben, ſo mache ich mich verbindlich, für die mäßige Summe, die der einzige Aufwand ſein wird, den Ihr noch zu machen habt, Euer Pferd von dieſem Bann zu löſen und dann habt Ihr nichts mehr zu fürchten."

Obgleich der Prieſter eigentlich ſehr wenig Luſt hatte, zu neuen Ausgaben zu ſchreiten, ſo gab er dennoch dem Rath und Bitten ſeiner Schüler nach und willigte ein, auch dieſes Opfer noch zu bringen, von dem er hoffte, daß es das letzte ſein werde. Nachdem der Zauberer die fünf Fanams in Empfang genommen, näherte er ſich dem Pferde und drehte ſich einige Male um daſſelbe herum, indem er zu gleicher Zeit alle Grimaſſen und Verdrehungen eines Teufelsbeſchwörers nachahmte: bald betaſtete er die verſchiedenen Glieder deſſelben vom Kopf bis zum Fuße, bald riß er ihm an verſchiedenen Stellen des Körpers Haare aus, ein anderes Mal hob er ihm mit verdrehten Augen den Kopf in die Höhe, wieder einmal küßte er es und ſchien mit feſt auf den Boden geſenkten Blicken tief über Etwas nachzudenken; plötzlich erwachte er aus ſeiner Träumerei, ſtarrte das Pferd mit irren Blicken an und ſchrie mit lauter Stimme: „Ha, ho, om, hram! crum!" und ſtieß andere ſonderbare Worte aus. Endlich, nachdem er eine hinreichende Anzahl Fratzen

geschnitten hatte, blieb er plötzlich mit nachdenkender Miene vor dem einzigen Ohre, welches dem Pferde noch übrig geblieben war, stehen, nahm dasselbe mehrere Male in die Hände, wendete sich dann plötzlich nach den Zuschauern, die ihn mit ehrfurchtsvollem Stillschweigen beobachteten, und sprach mit einem förmlichen Entzücken also zu ihnen: „Jetzt habe ich endlich den Zauber entdeckt! er sitzt in diesem Ohre, um ihn aufzuheben, muß man das Ohr kahl vom Kopfe wegschneiden."

Er befahl hierauf, in einiger Entfernung ein tiefes Loch in die Erde zu machen, um dort das Ohr mit dem Zauber, den es getroffen hatte, einzugraben, ließ sich eine Sichel bringen und fing an, dieselbe tüchtig zu schleifen, näherte sich sodann dem Pferde, ließ es binden und hieb ihm mit der Sichel sein einziges noch übriges Ohr glatt vom Kopfe herunter. Nachdem dies geschehen war, trug er es im vollen Laufe nach dem Loch, das er hatte graben lassen, warf es schnell hinein und bedeckte es gut mit Erde, damit der darin steckende Zauber nicht etwa herauskomme und sich an einen andern Gegenstand heften könne.

Am folgenden Tage bestieg der Priester seinen ohrenlosen Gaul wieder, allein so vieler Mißgeschicke müde, kehrte er, statt seine Reise fortzusetzen, in sein Kloster zurück, wo er auch ohne weitere Abenteuer anlangte.

Sechstes Abenteuer.

Die Prophezeihung des Brahminen Purohita. *)

Nachdem Gimpel wieder in seinem Kloster angelangt war, träumte er von nichts als den Widerwärtigkeiten und

*) So heißen in Indien diejenigen Brahminen, die sich mit Sterndeuterei abgeben.

Unannehmlichkeiten, die er auf seiner letzten Reise zu Pferde erfahren hatte; seine Unruhe stieg von Tag zu Tag und er konnte keine Ruhe mehr finden. „Ich befand mich auf dem höchsten Gipfel der Zufriedenheit," sprach er häufig zu sich selbst, „und glaubte schon das höchste Maaß des Glückes, welches man überhaupt auf dieser Welt genießen kann, erreicht zu haben, als man mir dieses Pferd zum Geschenk machte; wenn ich aber jetzt an die Beleidigungen und Unannehmlichkeiten denke, denen ich seinetwegen auf meiner Reise ausgesetzt war, finde ich, daß ich nie in meinem Leben unglücklicher war, als seitdem dieses Thier in meinem Besitz ist."

Noch ganz mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt, versammelte er eines Tages seine fünf Schüler, um sie von den Gefühlen, die ihn bewegten, und von dem Plane, den er mit dem Pferde hatte, in Kenntniß zu setzen. Er begann damit, ihnen eine lange Moralpredigt zu halten, deren kurzer Sinn ohngefähr dieser war:

„Lieben Kinder," sprach er mit trauriger Miene und melancholischem Tone, „ganz in demselben Verhältniß wie ich an Jahren vorschreite, bemerke ich jeden Tag mehr und mehr die Eitelkeit der Güter dieser Welt hier unten. Jetzt begreife ich weit besser, als dies früher der Fall war, daß alle Freuden derselben nichts als leere Schemen sind und daß das Glück, welchem man hier nachjagt, ein trügerisches ist. Jetzt erkenne ich durch traurige Erfahrungen, daß man in diesem Leben kein Gut erwirbt, das nicht mit einem Uebel verbunden sei, daß man keine Annehmlichkeit genießt, die nicht von irgend etwas Bitterem begleitet sei, und daß man keine Ergötzlichkeit empfindet, der nicht die Strafe auf dem Fuße folgt. Als ich damals das Pferd, welches ich jetzt

beſitze, zum Geſchenk erhielt, konnte in der That nichts meiner Freude darüber gleichkommen, aber ach! wie habe ich meine thörichten Hoffnungen gebüßt und wie viel Unannehmlichkeiten und Kümmerniſſe haben das Glück, welches ich mir davon verſprach, begleitet? Ihr ſeid ſelbſt Zeugen meines Jammers geweſen, ich brauche Euch alſo denſelben nicht erſt haarklein zu berichten. Ach, wie viele Becher Galle muß man für einen einzigen Tropfen Honigſeim ſein ganzes Leben über hinunterſchlucken! Unſere Väter haben wohl Recht gehabt, wenn ſie ſagten, daß man keinen Reis finde, der ſo fein ſei, daß er nicht eine Hülſe habe, und keine Frucht, möge ihr Geſchmack noch ſo lieblich ſein, die nicht eine Schale oder einen Kern habe. Ich habe reiflich über den Urſprung und die Urſache meines letzten Unglücks nachgeſonnen und keine andere finden können, als das verdammte Pferd, welches ich einſt mit ſo viel Vergnügen zum Geſchenk erhielt. Die unzähligen Verdrießlichkeiten, die mir, ſeitdem ich es beſitze, zugeſtoßen ſind, haben mich überzeugt, daß es gegen meine Beſtimmung iſt, ein Pferd zu halten, und daß ich nicht dazu geboren bin, ein ſolches Gepränge zu entwickeln. Ein Mann wie ich, der bis auf den heutigen Tag ein zurückgezogenes und einſames Leben geführt, darf am Ende ſeiner Laufbahn durchaus nicht den Wunſch nach Rang und Glanz an den Tag legen. Darum bin ich feſt entſchloſſen, mich des Pferdes zu entledigen und es ſeinem Herrn zurückzuſchicken!“

Die Schüler hatten der beredten und rührenden Rede ihres Herrn ein aufmerkſames Ohr geliehen, ſie machten ihm jedoch ehrfurchtsvolle, aber lebhafte Vorſtellungen gegen den Entſchluß, den er gefaßt hatte. „Welche Abſicht habt Ihr dabei?“ ſagten ſie; „gebt dieſen Plan ſo bald wie möglich

wieder auf und laßt Euch von den nichtigen Scrupeln, die Euch zu demselben verführt haben, nicht irre machen. Weit entfernt, zuzugestehen, daß die Benutzung dieses Pferdes sich nicht für Euere Verhältnisse passe, oder gar, wie Ihr Euch thörichter Weise einbildet, dem Willen Gottes zuwider sei, wagen wir zu behaupten: daß die Götter selbst es waren, die Euch in einem Augenblicke, wo Ihr es am Wenigsten erwartetet, ein Geschenk mit dem Pferde machten. Denn ist es etwa ein für Geld erkauftes, oder auf irgend eine andere Weise gewonnenes Pferd? Nein! Ihr habt es durch den Zufall, das will sagen, nach dem Willen der Götter gefunden. Wollt Ihr jetzt also gegen denselben handeln? Was würde dies für eine Sünde sein und welchem Unglück würde dies uns für die Zukunft aussetzen?"

„Ueberdies," fügten sie hinzu, „kamen ja alle die Widerwärtigkeiten, denen wir bisher des Pferdes wegen ausgesetzt waren, von dem Zauber her, den demselben ein unbekannter Feind angethan hatte. Jetzt aber, wo der Geisterbeschwörer durch das Abschneiden des Ohres, an welchem der Zauber saß, dem Pferde denselben benommen hat, haben wir für die Zukunft nichts mehr zu fürchten."

Gimpel konnte diesen überzeugenden Gründen und den dringenden Bitten seiner Schüler nicht widerstehen; er verzichtete demnach sofort auf den Plan, den er entworfen hatte und sprach: „Gut, es sei so, wie Ihr gesagt habt; ich verspreche Euch, das Pferd zu behalten, weil Euch dieser Weg der beste scheint; allein um in Zukunft den unangenehmen Ereignissen vorzubeugen, die uns bisher so viel Aerger und Kosten verursacht haben, darf das Pferd von nun an nicht mehr frei herumlaufen, sondern es muß innerhalb der Mauern unseres Klosters angebunden werden.

Also müßt Ihr darauf denken, ihm baldmöglichst einen Stall zu bauen, wo es vor der Rauhigkeit des Wetters geschützt ist."

Bei diesen Worten erhob sich der Schüler Kameel von seinem Platze und sprach: „Ein Stall soll bald da sein, wenn meine Herren Brüder nur hilfreiche Hand leisten wollen; noch vor Sonnenuntergang werden wir einen in irgend einem Winkel des Klosters erbaut haben!" Ohne weiter noch ein Wort zu sagen, gürtete er seine Lenden mit einem Seil, nahm mit der einen Hand eine Hacke und mit der andern ein Gartenmesser und begab sich sofort nach einem (Attymara-) Baum, der in einiger Entfernung auf der Landstraße stand, kletterte hinauf, suchte sich einen der größten und dicksten Aeste heraus und setzte sich rückwärts auf denselben, um ihn abzuhauen. Allein man muß hier wissen, daß er ihn verkehrt anhieb, das heißt, während er zuhieb, saß er rittlings außerhalb des abzuhauenden Theils, das Gesicht nach dem Stamm zugewendet und mit dem Rücken nach dem Astende zu, so daß, wenn letzterer fiel, er nothwendiger Weise mit herabfallen mußte.

Ein Brahmine von der Kaste der Wahrsager ging zufällig auf der Straße vorüber, bemerkte die Dummheit des Menschen und wollte ihn mitleidiger Weise darauf aufmerksam machen. „Was machst Du denn da?" sprach er; „nimm Dich in Acht und setze Dich auf die andere Seite, denn siehst Du nicht, daß, wenn Du den Ast in der Stellung, die Du jetzt hast, abhaust, Du nothwendiger Weise herabstürzen mußt und den Hals brechen kannst!"

Kaum hatte Kameel die Worte des Brahminen gehört, als er sich voller Wuth nach ihm umdrehte und ihm zuschrie: „Wer hat Dich abgeschickt, mir Unglück zu verkünden?" und gleichzeitig nahm er das Gartenmesser, das er an seinem

Gürtel hängen hatte, und warf es nach ihm. Der Brahmine wich jedoch dem Wurfe aus und lief schnellen Laufs davon, indem er in sich sprach: „Wenn dieses Vieh den Hals brechen will, so ist das seine Sache, was habe ich damit zu schaffen?"

Kameel fuhr also fort, immer in derselben Stellung sitzen bleibend, in den Ast zu hauen, bis sich derselbe endlich bog, brach, und Kameel, wie es der Brahmine vorhergesagt hatte, mit demselben herunterfiel. Diesmal kam er jedoch mit dem Schreck weg und ward nicht einmal durch den Fall verletzt. Er stand also gleich wieder auf und indem er sich die Prophezeihung des Brahminen ins Gedächtniß zurückrief, rief er laut aus: „Dieser Brahmine muß ein sehr gelehrter Mann und ein großer Prophet sein, da Alles, was er vorausgesagt hat, eingetroffen ist; seine Kenntniß der Gestirne hat ihm alle künftigen Begebenheiten im Voraus enthüllt; ich that sehr unrecht, seinen Rath nicht zu befolgen, und noch mehr, daß ich mich gegen ihn so grob aufführte, wie es der Fall war; ich will ihm also gleich nachlaufen, um mich zu entschuldigen, vielleicht erfahre ich bei dieser Gelegenheit, noch irgend eine andere Begebenheit der Zukunft."

Mit diesen Worten rannte er eilig dem Wahrsager, der bereits etwas entfernt von ihm war, nach. Als dieser ihn aber in vollem Laufe auf sich loskommen sah, war er nicht ohne Unruhe, und sprach bei sich: „Was will denn dieses Vieh von mir? Schon einmal hätte er mir bei einem Haar den Kopf gespalten; kömmt er jetzt vielleicht, um mich zu morden?"

Indeß legten sich alle diese Besorgnisse, als Kameel sich ihm mit demüthiger Miene näherte, eine ehrfurchtsvolle

Verbeugung *) machte und ihm seinen aufrichtigen Kummer über das Geschehene und sein Bedauern, daß er seinen weisen Rath nicht benutzt habe, an den Tag legte. Er überhäufte ihn mit übertriebenen Lobeserhebungen wegen seiner angeblichen Prophetengabe und als er endlich mit seinen Complimenten fertig war, sprach er: „Jetzt, wo ich mich durch eigene Erfahrung überzeugt habe, daß Ihr die Gabe der Weissagung besitzt und vermittelst Eurer astrologischen Berechnungen alle zukünftigen Ereignisse voraus wißt, habe ich Euere Excellenz um eine Gnade zu bitten und bitte Euch inständig, mir solche nicht abzuschlagen. Ich bin einer der Schüler des berühmten Priesters Gimpel und stehe schon eine lange Reihe von Jahren in seinen Diensten; es ist ein tugendhafter Mann und darum habe ich auch so viel Anhänglichkeit an ihn, wie nur der beste der Söhne solche gegen den zärtlichsten der Väter hegen kann. Da er jedoch bereits hoch in Jahren ist und wir fürchten, daß sein Ende nicht mehr ferne sein dürfte, so bitte ich Euch, mich hinsichtlich dieses Punktes zu beruhigen, indem Ihr mir bestimmt sagt, wie viele Jahre er noch zu leben hat und aus welchen Anzeichen wir mit Bestimmtheit wissen können, daß sein letztes Stündlein gekommen ist. Ich bitte Euch, Herr Wahrsager, meine Neugierde in dieser Hinsicht befriedigen zu wollen, denn wenn Ihr mit solcher Sicherheit meinen Sturz vom Baume prophezeihen konntet, so wird es Euch sicher auch nicht mehr Mühe kosten, die Dauer des Lebens und die Stunde des Todes meines alten Lehrers vorauszusagen."

*) Diese heißt Namascara. Wenn man nämlich in Indien einem Brahminen begegnet, faltet man die Hände, legt sie so an die Stirn und verbeugt sich dabei.

Auf eine ſo unerwartete Frage hatte der Brahmine keine Antwort bereit; er verſuchte alſo verſchiedene Ausreden, um auszuweichen und davon loszukommen, eine beſtimmte Antwort geben zu müſſen. Gleichwohl wollte er aber auch die hohe Meinung, die Rameel hinſichtlich ſeiner Prophetengabe einmal gefaßt hatte, nicht wieder verlieren. Da nun Letzterer nicht aufhörte, in ihn zu dringen und ihn durchaus nicht eher fortlaſſen wollte, als bis er ihm eine genügende Antwort gegeben habe, ſo ſprach der Brahmin, um mit einem Male aus der Klemme, in der er ſich befand, heraus zu kommen, mit feierlichem und ernſtem Tone: „Nun gut, da Ihr mich auf's Aeußerſte treibt, ſo will ich Euern Willen thun; hört alſo: Ein kalter Hintere iſt ein Zeichen des Todes. Hat alſo einmal Euer Prieſter dieſen Theil des Körpers erkältet, ſo könnt Ihr darauf rechnen, daß auch die Stunde ſeiner Auflöſung herannaht!"

Rameel, ſehr zufrieden mit dieſer Antwort, dankte dem Aſtrologen, und nachdem er ihn ehrfurchtsvoll begrüßt, gab ihm dieſer ſeinen Segen.

Er kehrte hierauf zu dem Aſte zurück, den er abgehauen hatte, nahm davon, was er brauchte und ſchaffte es nach dem Kloſter, indem er, aus Furcht, den Spruch des Brahminen zu vergeſſen, unterwegs fortwährend die Worte wiederholte: „Ein kalter Hintere iſt ein Zeichen des Todes!"

Dort angekommen, fand er ſeine Mitbrüder bereits mit dem Bau des Pferdeſtalles beſchäftigt, übergab ihnen den Bauaſt, den er mitgebracht hatte, und begab ſich dann unverzüglich zu dem Prieſter, um ihm ſein Abenteuer zu erzählen. Die erſten Worte, die er in deſſen Gegenwart ſprach, waren aber: „Ein kalter Hintere iſt ein Zeichen des Todes!" Vergeblich ſuchte der Prieſter den Sinn dieſes

Satzes, den ſein Schüler mit dem größten Pathos ausſprach, zu verſtehen. Um ihm denſelben verſtändlich zu machen, erzählte er ihm zuerſt die Prophezeihung des Brahminen hinſichtlich ſeines Falls vom Baume, eine Prophezeihung, welche der Erfolg auf eine ſo entſchiedene Weiſe gerechtfertigt hatte. Ueberzeugt durch dieſe Probe der Seherzgabe habe er ihn auf das Dringendſte gebeten, ihm mit Beſtimmtheit den Tag und die Stunde des Todes des Prieſters Gimpel anzugeben, und der Aſtrolog habe den Worten: „Ein kalter Hintere iſt das Zeichen des Todes!“ hinzugefügt, daß, wenn der Prieſter einmal an dieſem Theile ſeines Körpers kalt ſein werde, dann der Augenblick ſeiner Auflöſung in der Nähe ſei.

Gimpel hatte die Erzählung Kameels mit dem lebhafteſten Intereſſe und den Zeichen des höchſten Erſtaunens angehört; er wendete ſich alſo zu ſeinen Schülern, die ſich alle um ihn verſammelt hatten, um Kameels Bericht anzuhören, und ſprach: „Man muß geſtehen, dieſer Brahmin muß ein ſehr geſchickter Mann in der Sterndeutungskunſt ſein, weil er mit ſo viel Sicherheit die Zukunft vorherſagen konnte; ich habe daher auch nicht den geringſten Zweifel, daß auch die Prophezeihung, die er hinſichtlich meines Todes gemacht hat, nicht eben ſo genau in Erfüllung gehen werde, als die über den Sturz Kameels vom Baume. Damit wir alſo in Bezug auf dieſen wichtigen Umſtand keinem Irrthum ausgeſetzt ſind, müſſen wir den Spruch, den er in Bezug darauf gefällt hat: Ein kalter Hintere iſt ein Zeichen des Todes! wohl im Gedächtniß behalten. Was iſt das überhaupt für ein ſchöner Spruch! wie gewählt! wie ausdrucksvoll! Damit wir ihn nicht vergeſſen, müſſen wir ihn niederſchreiben und Jeder von uns ſoll eine Abſchrift davon bei ſich tragen und aufheben.“

„Was mich endlich anlangt, so werde ich zwar mit Ergebung die Erfüllung dieser Prophezeihung abwarten, allein alle Vorsichtsmaßregeln anwenden, welche verhindern können, daß der besagte Theil meines Leibes kalt werde, und vom heutigen Tage an werde ich der Gewohnheit entsagen, mir die Füße zu waschen *), auf daß mir Niemand vorwerfen kann, ich hätte selbst die Stunde meines Todes beschleunigt. Uebrigens möge der Wille Gottes geschehen und meine Bestimmung erfüllt werden!“

Siebentes Abenteuer.

Der Sturz vom Pferde.

Der Priester Gimpel fuhr nun also fort, mit großer Sorgfalt den in der Prophezeihung des Brahminen erwähnten Theil seines Körpers warm zu halten, da das Kaltwerden desselben für ihn die Verkündigung seines nahen Todes sein sollte. Inzwischen war er genöthigt, eine Reise zu unternehmen, die mehrere Tage dauern sollte. Er stieg also zu Pferde und begab sich in Begleitung seiner fünf Schüler auf die Reise; allein Keiner von ihnen wußte den Weg, und am zweiten Tage hatten sie sich verirrt und waren genöthigt, wieder nach ihrem Kloster zurückzukehren. Wie sie nun auf wenig betretenen Fußwegen sich dorthin zurückbegaben, kam der Priester unter einem dichtbelaubten Baume vorüber, dessen Zweige tief herabhingen; an einem derselben blieb sein Turban hängen und fiel auf die Erde. Gimpel dachte, seine Schüler würden ihn, auch ohne daß er es ihnen erst

*) S. die Anmerkung auf Seite 35.

beſonders hieße, von ſelbſt aufheben, und darum ſetzte er ſchweigend ſeinen Weg fort; allein als dieſe ſahen, daß ihnen ihr Herr nichts ſagte, ſo ließen ſie den Turban da, wo er hingefallen war, liegen. Nachdem ſie ein Stückchen weiter gekommen waren, ſo verlangte der Prieſter ſeinen Turban. „Euern Turban?“ antworteten die Schüler, „den haben wir nicht, er iſt dort liegen geblieben, wo Ihr ihn habt fallen laſſen; wir haben ihn nicht aufgehoben, weil Ihr es uns nicht befohlen habt.“

Der Prieſter zankte ſie heftig wegen ihres geringen Verſtandes und ihres Mangels an Aufmerkſamkeit aus und ſprach mit zorniger Stimme: „Augenblicklich geht hin und holt mir meinen Turban, ich befehle Euch ein für allemal, Alles aufzuheben, was von nun an vom Pferde herabfallen wird.“

Gleich lief Strohkopf an den Ort, wo der Turban war, fand ihn auch, hob ihn auf und eilte im Trabe ſeinen Kameraden nach. Einige Zeit nachher bemerkte er, daß das Pferd gerade dabei war, ſein unverdautes Futter von ſich zu geben. Er brachte demſelben alſo den Turban des Prieſters, den er noch in der Hand hatte, nahe und fing, ohne das Geringſte davon zu verlieren, Alles, was die Eingeweide des Pferdes auswarfen, in demſelben auf. Nun muß man aber wiſſen, daß das Pferd am Abend vorher eine ſo große Maſſe friſche Kräuter gefreſſen hatte, daß ein vollſtändiger Durchfall die Folge davon geweſen war. Nachdem nun der Turban mit dieſem Schmutz angefüllt war, rief der Schüler den Prieſter und ſprach: „Herr, lieber Herr, haltet ein wenig, hier iſt etwas, was von dem Pferde herabgefallen iſt, und was ich Euch Eurem Befehle zufolge bringe!“

Gimpel wendete den Kopf und hielt an, um das, was ihm ſein Schüler brachte, in Empfang zu nehmen; wie er aber den Turban voll Pferdemiſt ſah, ſchrie er: „Tſchi! Tſchi! *) Was habt Ihr da aufgehoben? Könnt Ihr wirklich ſo dumm ſein? Gleich werft den Unrath weg und waſcht mir meinen Turban aus.“

Die Schüler aber, erſtaunt, daß ſie wiederum ausgezankt wurden, ſprachen in einem ſehr mißlaunigen Tone zu ihrem Herrn alſo: „Wie ſoll man denn alſo handeln, um Euern Beifall zu haben? Vor einigen Minuten erſt waret Ihr böſe auf uns, weil wir vergeſſen hatten, etwas zu thun, was Ihr uns nicht befohlen hattet, und jetzt zankt Ihr uns wieder darüber aus, weil wir Euere Befehle genau befolgt haben! Habt Ihr uns nicht eben erſt ſtreng eingeſchärft, Alles aufzuheben, was von Euerem Pferde herabfallen werde?“

„Es giebt Gegenſtände,“ verſetzte der Prieſter, „die des Aufhebens werth ſind, andere aber nicht, und die einen wird man alſo aufleſen und die andern liegen laſſen!“

„Wir haben leider nicht Genie genug,“ erwiderten die Schüler, „um unterſcheiden zu können, was Ihr unter ſo allgemeinen Ausdrücken meint; damit wir alſo künftig nicht abermals Gefahr laufen, Euern Zorn durch derartige Verſehen, die Euch unangenehm ſind, zu erregen, ſo gebt uns ein Verzeichniß aller der Dinge, die aufgehoben werden ſollen, damit wir auf dieſe Weiſe diejenigen kennen lernen, bei denen es nicht nöthig iſt.“

Der Prieſter fand die Meinung ſeiner Schüler ſehr vernünftig, ließ ſich gleich einen Schreibgriffel und ein Palm-

*) Dies iſt ein bei den Indiern gewöhnlicher Ausruf, um Ekel zu bezeigen, unſer Pfui.

klau bringen und ſchrieb darauf ein Verzeichniß der Gegenſtände, die, wenn ſie herabfielen, aufgehoben werden ſollten, gab daſſelbe ſeinen Schülern und befahl ihnen, ſich an Das zu halten, was er ihnen da bezeichne, und nicht mehr und nicht weniger zu thun als dies.

Die Schüler verſprachen nun, ſich genau an dieſe Liſte zu halten und ſetzten ihre Reiſe in Frieden fort; einige Zeit nachher gelangten ſie an einen kleinen Graben voller Schlamm, den ſie überſchreiten mußten. Für ein gewöhnliches Pferd wäre dies auch kein großer Sprung geweſen, allein der alte elende Gaul, den Gimpel ritt, war unfähig, ſich herauszuhelfen, und beim erſten Schritt, den er in den Graben that, und obgleich ſein Fuß höchſtens bis zur Mitte in den Schlamm ſank, war es ihm doch unmöglich, ihn wieder herauszuziehen: er fiel auf eine Seite und ſein Reiter auf die andere. Der arme Prieſter blieb der Länge nach auf dem Rücken liegen, da er ſeines hohen Alters wegen nicht die Kraft hatte, ſich aufzuhelfen.

Da nun die Schüler ſahen, daß das Pferd ſich aus Leibeskräften abmühte, wieder in die Höhe zu kommen, während der Prieſter mitten im Schlamme ausgeſtreckt liegen blieb, ſo folgerten ſie daraus, daß das Pferd am meiſten leide und daß man alſo dieſem zu allererſt beiſpringen müſſe. Sie halfen demſelben alſo ſich erheben und begaben ſich erſt, nachdem daſſelbe den Graben paſſirt hatte, zu ihrem Herrn. Dieſer fing ſchon an, ungeduldig zu werden, daß man ihn ſo lange im Moraſte liegen ließ, und rief mit lauter Stimme um Hilfe. Die Schüler ſtellten ſich hierauf um ihn herum und Derjenige, der das geſchriebene Verzeichniß der Gegenſtände, die, wenn ſie herabfielen, aufge-

hoben werden sollten, trug, zog es aus seiner Reisetasche, hieß seinen Kameraden, die verschiedenen Gegenstände, die er ausrufen werde, eins nach dem andern der Reihe nach aufheben, und fing demnach also zu lesen an:

„Wenn mein Turban herabfällt, werdet Ihr ihn aufheben. Wenn das Tuch, welches ich um meine Lenden gegürtet habe, herunterfällt, sollt Ihr dasselbe aufheben. Wenn die Leinwand, mit der ich mir den Kopf und die Schultern bedecke, herunterfällt, müßt Ihr sie aufheben. Mit einem Worte, wenn eins der Kleidungsstücke oder andere Gegenstände, die ich an mir trage, herabfallen, habt Ihr solche aufzuheben."

Die Schüler, die sich genau nach dem Inhalt des Verzeichnisses richteten, zogen ihren Herrn splitterfasernackt aus und ließen ihn auf dem Platze, wo er lag, liegen, indem sie seine Kleider mit fortnahmen.

Als sie der Priester fortgehen sah, rief er sie eilends zurück und befahl ihnen, ihn aufzuheben; jene aber weigerten sich, es zu thun, indem sie sagten, sein Name stehe nicht auf der Liste, die er ihnen gegeben habe. Gimpel wendete nun abwechselnd bald Bitten, bald Drohungen an, um ihre Hartnäckigkeit zu besiegen und sie zu veranlassen, ihn aufzuheben, allein Alles war vergebens; die Schüler weigerten sich auf das Bestimmteste, seinen Bitten nachzugeben und brachten ihm, um ihre Weigerung zu rechtfertigen, das Verzeichniß. „Hier stehen Euere Befehle," sprachen sie, „leset dieses Verzeichniß durch, wir haben uns ganz streng an dasselbe gehalten. Wenn Ihr gewünscht hättet, daß man Euch, nachdem Ihr vom Pferde gefallen, aufheben sollte, so hättet Ihr dies mit in das Verzeichniß setzen müssen; da

Ihr dies nun nicht gethan habt, so würden wir gegen Euere eigenen Befehle handeln und Tadel verdienen, wenn wir Euch aufhelfen wollten. Ihr habt uns heute bereits zweimal unter Umständen ausgescholten, wo wir durchaus nichts Unrechtes gethan hatten, wir wollen uns also nicht zum dritten Mal wegen einer Sache, wo die ganze Schuld auf unserer Seite sein würde, der Unannehmlichkeit, ausgezankt zu werden, aussetzen!"

Da Gimpel einsah, daß seine Schüler keine Vernunft annahmen und entschlossen zu sein schienen, ihn auf dem Rücken im Schlamm liegen zu lassen, ließ er sich einen Schreibgriffel geben, verlangte das Verzeichniß und schrieb mit dicken Buchstaben folgende Worte darunter:

„Und wenn Euer Herr, der Priester Gimpel, selbst herunterfällt, sollt Ihr ihn auch aufheben!"

Hierauf machten die Schüler keine Schwierigkeiten weiter, sie nahmen ihren Meister auf ihre Arme und trugen ihn über den Graben. Da er aber den ganzen Rücken voll Schlamm hatte, so führten sie ihn zu einem nahen Teiche, wo sie ihn sowohl wie seine Kleider mit kaltem Wasser wuschen; allein leider zogen sie ihm letztere wieder an, ohne ihm Zeit, sich zu trocknen, zu lassen. Hierauf setzten sie ihn wieder auf sein Pferd und schlugen alle den Weg nach dem Kloster ein, wo sie auch endlich todtmüde von ihrem Marsch durch Wüsten und Felder anlangten, während der alte Gimpel noch überdies von dem Falle und den Folgen desselben ernstlich erkrankt war.

Achtes Abenteuer.

Erfüllung der Prophezeihung des Brahminen. Gimpels Tod.

Da Gimpel durch seinen Sturz vom Pferde auf das Aeußerste erschrecken war und er sowohl wie seine Schüler den Kopf noch ganz voll von diesem Unglücksfall hatten, so hatte sich Keiner von ihnen an die Prophezeihung des Brahminen erinnert. Als der Priester der Länge lang im Schlamme lag und man ihn mit kaltem Wasser abwusch, hatte man nicht an die traurigen Folgen gedacht, die für den in der Prophezeihung des Brahminen erwähnten Körpertheil hieraus entspringen könnten. Erst einige Zeit darauf, nachdem der Priester wieder sein Pferd bestiegen hatte und er fühlte, daß er hinten kalt geworden sei, rief er sich des Brahminen Prophezeihung wieder ins Gedächtniß und fing an, die lebhafteste Unruhe zu empfinden. Indessen verhehlte er so gut er konnte seine Furcht und gelangte in das Kloster, ohne daß einer seiner Schüler den Kummer bemerkte, der ihn innerlich verzehrte. Er legte sich zeitig zur Ruhe, während sein Geist lebhaft von der Prophezeihung des Sterndeuters betroffen und seine Gesundheit durch den Fall, den er gethan hatte, wirklich angegriffen war. Gleichwohl beunruhigte ihn dieser letztere Umstand bei weitem nicht so wie der erste; er konnte kein Auge zuthun und brachte die Nacht in der größten Aufregung hin, indem er sich bald auf diese, bald auf jene Seite warf. Seine Phantasie rief ihm jeden Augenblick die erste Weissagung des Brahminen ins Gedächtniß zurück, und da er wahrnahm, daß in der That der erwähnte Theil seines Körpers nicht wieder warm wurde, so glaubte

er ſteif und feſt, es blieben ihm nur noch wenige Stunden zu leben übrig und dieſer Tag ſei der letzte ſeines Lebens. So brachte er die Nacht in der größten Unruhe hin, ohne auch nur einen Augenblick Ruhe zu genießen.

Als es Tag ward, rief er ſeine Schüler. Die furchtbare Nacht hatte ſeine Züge entſtellt; die Schüler bemerkten dieſe Veränderung auch auf den erſten Blick, und da ſie ſahen, wie er faſt nicht mehr bei ſich war, wie ſein Geſicht bleich, ſeine Wangen eingeſunken, ſeine Augen unſtät und immer auf einen Punkt geheftet, ſeine Lippen blau, ſein Mund trocken und ſein Athem kurz war, ſo wurden ſie, da ſie die Urſache einer ſo plötzlichen und ſo beunruhigenden Veränderung nicht errathen konnten, ſämmtlich von Schrecken ergriffen und ſahen einander ſtillſchweigend und beſtürzt an.

Endlich ſprach der Prieſter, indem er ſie mit brechenden Augen anſtarrte und einen tiefen Seufzer ausſtieß, alſo: „Meine lieben Kinder, mein letztes Stündlein iſt da, macht ſchnell Alles bereit, was zu meinem Begräbniß nothwendig iſt; verliert aber ja keine Zeit, denn ich habe nur noch wenige Minuten zu leben.“

Als die Schüler dieſe Rede ihres Prieſters hörten, ſo vermehrte ſich natürlich ihre Beſtürzung bedeutend; ſie ſtellten ſich, die Augen in Thränen ſchwimmend, um ihn herum und baten ihn inſtändig mit von Schluchzen unterbrochener Stimme, ihnen zu erzählen, welches Unglück ihm begegnet und was die Urſache dieſer plötzlichen und beunruhigenden Veränderung ſei, die während der Nacht mit ſeiner ganzen Perſon vorgegangen war.

Darüber ſtieß nun der Prieſter einen zweiten Stoßſeufzer aus und ſchrie laut: „Ein kalter Hintere iſt ein Zeichen des Todes! Habt Ihr denn den Spruch des Sterndeuters

und die Anwendung, die er davon auf mich gemacht hat, vergessen?" fügte er hinzu. „Ich blieb gestern nach meinem Sturz vom Pferde lange Zeit der Länge lang im Schlamme liegen; die Kälte bemächtigte sich des in der Weissagung des Brahminen bezeichneten Theiles meines Körpers und ward natürlich noch bedeutend dadurch gesteigert, daß Ihr meinen Körper mit kaltem Wasser wuschet. Da jedoch mein Geist noch ganz mit meinem Fall und den Gefahren, denen ich durch denselben ausgesetzt gewesen war, sowie mit dem Aerger, den Ihr mir, ehe Ihr mich aufhobet, bereitetet, beschäftigt war, dachte ich nicht an die verhängnißvolle Prophezeihung, die mich bedrohte, und ebensowenig an die Vorsichtsmaßregeln, die ich hätte treffen müssen, um die Erfüllung derselben aufzuhalten, und erst lange nachher, als Ihr mich wieder auf's Pferd gesetzt hattet, und ich fühlte, daß dieser Theil meines Körpers fortwährend kalt blieb, dachte ich an die Prophezeihung des Brahminen. Da nun dieser Gedanke in einem fort meiner Phantasie vorschwebte, so war es mir unmöglich, die ganze Nacht hindurch ein Auge zu schließen, und da natürlich mein Geist durch das Vorgefühl meiner nahen Auflösung auf das Lebhafteste aufgeregt ward, so konnte ich keinen Augenblick schlafen. Dies ist die Ursache der Veränderung, die Ihr an mir bemerkt habt: alle Symptome stimmen mit der Prophezeihung des Brahminen überein und Ihr müßt daher mit mir vollständig überzeugt sein, daß mein letztes Stündlein in der Nähe ist. Beeilt Euch also, dies wiederhole ich Euch, die Vorkehrungen zu meiner Beerdigung zu treffen."

Die Schüler hatten die Erzählung, welche ihnen ihr Herr und Meister mit sterbender und oft durch Seufzer erstickter Stimme vortrug, mit der größten Aufmerksamkeit angehört,

ihre Unruhe wuchs daher immer mehr, und als sie alle diese Anzeichen mit der Prophezeihung verglichen, so schien ihnen die Unruhe ihres Priesters nur zu wohl begründet. Da sie indeß außerordentliche Anstrengungen machten, um die Befürchtungen, die sie innerlich selbst empfanden, zu verbergen, gaben sie sich Mühe, ihrem Herrn wieder Muth und Vertrauen einzuflößen. Sie versuchten dies auf verschiedene Weise, aber die Phantasie des Kranken war so lebhaft mit dem Gedanken an seinen nahen Tod beschäftigt, daß alles, was letztere auch Ermuthigendes ihm sagen konnten, auch nicht den geringsten Eindruck auf ihn machte.

Da sie sahen, daß sie auf diesem Wege nichts gewinnen konnten und gleichzeitig bemerkten, daß der Zustand des Priesters von einer Minute zur andern sich verschlimmerte, so griffen sie zu einem andern Mittel. Es lebte nämlich in dem Dorfe ein Mann, Namens Hanswurst, der unter den Bewohnern eine hervorragende Stelle einnahm und seit langer Zeit mit Wimpel befreundet war; der Vater desselben, Lustig mit Namen, war bei seinen Lebzeiten Aeltester oder Richter des Dorfes gewesen. Da nun Wimpels Schüler die Gewalt kannten, die Hanswurst über das Gemüth ihres Herrn ausübte, so begaben sie sich allesammt zu ihm und theilten ihm den verzweifelten Zustand mit, in dem sich der Priester befand, indem sie ihn zugleich auf das Inständigste anflehten, unverzüglich mit ihnen zu kommen und ihn mit seiner Hilfe und seinem Rathe zu unterstützen.

Hanswurst folgte den Schülern auf der Stelle und nachdem er sich auf das Genaueste alle Umstände, die den beunruhigenden Zustand des Kranken herbeigeführt, hatte erzählen lassen, trat er in das Schlafzimmer des Letzteren, sprach ihn an und rief mit theilnehmendem Tone: „Herr

Prieſter, was iſt Euch denn widerfahren? Welche ſchreckliche Krankheit hat Euch denn ſo ſchnell zu Schanden gemacht? Was ſind es denn für Schmerzen, die Euch zu Boden drücken? Woher kommt denn Euere große Niedergeſchlagenheit? Was habt Ihr denn? Was fühlt Ihr? Was fehlt Euch? Mein lieber Prieſter! mein guter Vater! mein lieber Herr! Sagt mir, wäs ich thun kann, um Euch Erleichterung zu verſchaffen!"

Bei dieſen tröſtenden Worten bückte ſich Hanswurſt zu dem Geſicht des Greiſes herab, trocknete ihm ſeine Augen, Naſe und Mund mit ſeinem Schnupftuch ab, faßte ihn ganz ſanft an Bart und Kinn und gab ihm mehrere andere Zeichen von Freundſchaft und Zuneigung, allein Gimpel, deſſen Sinne gänzlich umſtert waren, antwortete auf jeden Satz, den Hanswurſt an ihn richtete, nur mit den abgebrochenen Worten: „Ein kalter Hintere iſt ein Zeichen des Todes!"

Da nun Hanswurſt ſah, daß er keine Antwort von dem ſterbenden Prieſter erhalten konnte, ſo glaubte er ſein Hirngeſpinnſt dadurch heilen zu können, wenn er auf ſeine Idee eingehe. In dieſer Ueberzeugung ſprach er alſo zu ihm: „Nun gut, ich bin ebenfalls Euerer Meinung, daß die Prophezeihung des Sterndeuters in Erfüllung gehen muß; wenn Ihr Euch aber mir anvertrauen wollt, ſo verpflichte ich mich, die Erfüllung von Euch auf ihn umzudrehen, und glaube mit Hilfe und durch die Kraft des Mörſerkeulenopfers im Stande zu ſein, Euch von dem Unglück, das er Euch verkündigt hat, zu befreien und daſſelbe auf ihn ſelbſt zurückfallen zu laſſen. Wo iſt der Brahmin, der Euern Tod vorhergeſagt hat? Wo iſt er? Man zeige mir ihn ſogleich, damit ich unverzüglich das Opfer der Mörſerkeule an ihm vollziehen und Euch von dem Unglück befreien kann, das Euch droht."

Gimpel fühlte ſich durch die letzten Worte Hanswurſt's etwas ermuthigt und ſah ihn mit einer Miene an, die einiges Zutrauen ausdrückte: „Du zeigſt mir," ſprach er, „das Opfer der Mörſerkeule als das Mittel, das Unglück, das mir droht, abzuwenden; giebt es denn ein Opfer dieſes Namens? Das erſte Mal in meinem Leben höre ich von einem derartigen Opfer; ſage mir, was verſtehſt Du darunter?"

Hanswurſt, erfreut, daß ſein erſter Verſuch bereits einen günſtigen Eindruck auf das Gemüth des Prieſtees hervorgebracht hatte, nahm von Neuem das Wort: „Es iſt nicht zu verwundern, Herr Prieſter, daß eine Perſon Euerer Art, die ſtets in der Zurückgezogenheit gelebt hat, dieſes Opfer der Mörſerkeule nicht kennt, weil, um daſſelbe erfüllen zu können, das Zuſammentreffen einer großen Menge günſtiger Umſtände, innerer und äußerer, die ſelten beiſammen ſind, nöthig iſt; dies iſt der Grund, daß man es nicht häufig anwendet; gleichwohl ſteht feſt, daß es hin und wieder vorkommt, wie Ihr aus folgendem Beiſpiele, dem ich ein aufmerkſames Ohr zu leihen bitte, ſehen werdet.

Es war einmal ein Kaufmann (Schittv), der gehörte zu der Secte der Siwa, die er zu ſeiner Schutzgöttin erkoren hatte, und der er dadurch ſeine Ehrfurcht bezeigte, daß er ihren Bettelmönchen (Pandarams) reichliches Almoſen gab. Wo er nur ſolche Büßende fand, da lud er ſie auch ein, ihn zu beſuchen. Oft war ſein Haus voll von ihnen, und wie groß auch ihre Zahl ſein mochte, nie ließ er einen derſelben von ſich, ohne daß er ihm zu eſſen aufgetragen oder anderes Almoſen gegeben hatte. Dieſer Kaufmann hatte keine Kinder, und darum war es beſonders ſein ſehnlicher Wunſch, als Belohnung für ſeine guten Thaten Nachkommen zu erhalten, was ihn ſo freigebig gegen jene Bettelmönche machte.

Seine Frau, die bei weitem nicht einen so starken Glauben wie er besaß, und die, da sie allein war, für eine große Menge von Leuten, die ihr frommer Mann täglich ins Haus brachte, kochen und ihnen zu essen auftragen mußte, war jedoch mit diesen zahlreichen und häufigen Besuchen dieser Bettelmönche nichts weniger als zufrieden. Da sie jedoch den Charakter ihres Mannes kannte und wußte, daß die Vorstellungen, welche sie ihm über diesen Punkt machen konnte, keine gute Wirkung hervorbringen würden, so begnügte sie sich, im Geheimen darüber zu brummen, ohne jedoch zu wagen, ihre Unzufriedenheit offen zu zeigen; endlich aber, da sie die Störung und Unruhe, in welche sie die verdoppelten Besuche jeden Tag versetzten, nicht mehr ertragen konnte, nahm sie ihre Zuflucht zu einer List, um so den Versuch zu machen, wenigstens die Zahl der Besuche zu vermindern.

Als der Kaufmann eines Tages in Geschäftsangelegenheiten auf den Markt gegangen war, begegnete er auf der Straße einem Bettelmönch, der ihn um eine Gabe bat. „Jetzt habe ich," sprach er, „keine Zeit, Euch anzuhören, geht aber in mein Haus, dort werdet Ihr meine Frau antreffen und ihr sagen, daß ich Euch geschickt habe, und Ihr könnt dort bis zu meiner Rückkehr auf mich warten."

Der Bettelmönch nahm die Einladung des Kaufmanns mit Vergnügen an und begab sich sogleich in das Haus desselben. Er fand hier dessen Frau und sagte ihr, er komme von ihrem Manne; da aber die Frau des Kaufmanns den Bettelmönch näher betrachtete und merkte, daß er nicht zu der Zahl derjenigen gehöre, die gewöhnlich kamen, so sagte sie: „Ich bin höchst erfreut, daß Ihr mein Haus mit Eurem Besuche beehrt!" Zu gleicher Zeit brachte sie eine Matte herbei, die

sie auf den Balcon des Hauses legte und fügte hinzu: „Setzt Euch und ruht Euch aus, bis mein Mann vom Markte nach Hause kommt.“

Nachdem der Bettelmönch sich niedergelassen hatte, fing die Kaufmannsfrau an, das Haus auszukehren; dann besprengte sie alle Theile desselben mit Wasser, in welches Kuhdünger eingeweicht war *). Hierauf wusch sie sich Gesicht, Arme und Beine, schmückte sich, indem sie die Stirne mit Sandel puderte und die übrigen sichtbaren Theile des Körpers mit Safran rieb. Kaum war sie mit ihrer Toilette und den nöthigen Vorbereitungen fertig, so nahm sie die Mörserkeule, mit der man den Reis stößt, und trug sie mit feierlicher und ehrerbietiger Miene an eine Stelle gerade dem Orte gegenüber, wo der Bettelmönch saß. Hierauf ging sie an den Herd, holte zwei Hände voll zu Asche verbrannten Kuhmist, fing an, sich damit erst etwas die Stirne zu reiben, dann aber überzog sie damit die Mörserkeule, so daß dieselbe ganz weiß ward; einen Augenblick später legte sie dieselbe in die Mitte des Hauses, trat dann einige Schritte weit zurück und warf sich dann dreimal vor derselben anbetend nieder. Nachdem sie sich wieder erhoben hatte, näherte sie sich mit gefalteten Händen und demüthiger Miene der Stoßkeule und murmelte vor derselben einige Gebete. Nachdem alle diese Ceremonien vorüber waren, nahm sie den Stößer wieder in die Hand, rieb ihn gut ab, entfernte die Asche, mit der er überzogen war, und legte ihn wieder an seinen frühern Ort.

Der Bettelmönch, der alle diese Ceremonien, welche die Frau einer einfachen Mörserkeule zu Ehren angestellt hatte,

*) Dies ist in Indien die Art und Weise, die Häuser von dem Schmutz zu reinigen, der durch das Gehen hineingetragen wird.

mit Aufmerkſamkeit und ſtillſchweigend beobachtet hatte, ward von gewaltigem Erſtaunen ergriffen. Als ſie fertig war, ſprach er daher zu ihr: „Ich habe da Dinge geſehen, die ganz neu für mich ſind; bis auf den heutigen Tag war ich niemals Zeuge des Opfers, das Ihr da gebracht habt, ich habe ſogar nie davon reden hören. Thut mir alſo den Gefallen, liebe Frau, und ſagt mir, was das Aſchenopfer, die Gebete und Verneigungen heißen ſollen, die Ihr vor der Mörſerkeule gemacht habt. Gehört denn dieſes Wirthſchaftsſtück etwa zu Euern Hausgöttern?“

„Die Ceremonie, die ich da eben gefeiert habe,“ verſetzte die Frau des Kaufmanns, „iſt den Frauen unſerer Kaſte beſonders eigen, wir nennen ſie das Opfer der Mörſerkeule und feiern ſie von Zeit zu Zeit.“

Nach dieſen Worten hieß ſie auf einmal in einem mißlaunigen Tone den Bettelmönch ihr ins Innere des Hauſes folgen, „denn,“ fügte ſie hinzu, indem ſie die Stimme fallen ließ und ganz leiſe, jedoch ſo ſprach, daß der Mönch Alles, was ſie ſprach, genau unterſcheiden konnte, „das Opfer der Mörſerkeule iſt noch nicht ganz beendigt, denn damit Du es nicht vergiſſeſt, will ich es auf Deinem Rücken beſchließen, um Dir und Leuten Deines Gelichters die Luſt zu benehmen, hier herumzukriechen!“

Als der Bettelmönch dieſe letzten Worte hörte, ward er von Furcht ergriffen, und da er nicht zweifelte, daß dieſe Frau in der That den Plan hatte, auf ſeinem Kopfe oder ſeinem Rücken das Mörſerkeulenopfer zu vollbringen, ſtand er ſchnell auf; allein ſtatt ihr ins Innere des Hauſes, wozu ſie ihn aufforderte, zu folgen, lief er nach der Thüre und rannte aus Leibeskräften davon.

Kurze Zeit, nachdem er fort war, kehrte der Kaufmann zurück und fragte seine Frau, was aus dem Bettelmönch geworden sei, den er ihr ins Haus geschickt habe.

Seine Frau, die ihm natürlich das Vorgefallene verheimlichte, antwortete: „Nun, ich muß gestehen, dieses Mal hast Du mir eine ganz kostbare Art von Mönch geschickt, ich glaube, der Kerl war verrückt. Sobald er ins Haus getreten war, verlangte er die Mörserkeule, mit der man den Reis stößt, um sie mit sich zu nehmen. Die kann ich Euch, antwortete ich, ohne Erlaubniß meines Mannes nicht geben; der ist jetzt auf dem Markte, wird aber bald nach Hause kommen; hier habt Ihr indeß eine Matte, setzt Euch so lange nieder, bis er kommt. Darüber gerieth Dein Bettelmönch gewaltig in Zorn und lief auf und davon."

„Du hast Unrecht gethan, Dich so zu benehmen," sprach der Kaufmann zu seiner Frau, „man soll immer die Bettelmönche nach Möglichkeit zufrieden zu stellen suchen, sie mögen verlangen, was sie wollen, man muß es ihnen bewilligen. Gieb mir also gleich die Keule, ich will sie ihm selbst nachtragen!"

Der Kaufmann nahm dieselbe und nachdem er seine Frau nach dem Wege gefragt, den der Bettelmönch eingeschlagen hatte, lief er ihm nach. Als er denselben von weitem bemerkte, schrie er: „Halt, Mönch! Wartet einmal, hier ist die Mörserkeule, die Ihr haben wollt!"

Wie Letzterer aber den Kaufmann, eine Mörserkeule in der Hand, auf sich zulaufen sah, zweifelte er nicht, daß derselbe die Absicht habe, auf seinen Schultern das Mörserkeulenopfer zu vollziehen, welches seine Frau vorher im Hause zu vollenden nicht die Zeit gehabt hatte; darum lief er, statt stehen zu bleiben, wie ihm der Kaufmann zurief, was er laufen konnte, davon. Als ihn Letzterer so fortrennen sah,

bildete er ſich ein, derſelbe ſei wirklich toll, wie ihm ſeine Frau geſagt hatte, und da ihm übrigens ſein dicker Bauch nicht erlaubte, ſo ſchnell zu laufen, ſo gab er die Verfolgung auf und kehrte nach Hauſe zurück.

Dieſe Liſt brachte auch wirklich die Wirkung hervor, welche ſich die Kaufmannsfrau davon verſprochen hatte. Denn, da die Geſchichte in der Umgegend bekannt ward, ſo hörten die Beſuche der Bettelmönche auf und kein Einziger dieſer Art Leute wagte ferner, einen Fuß in das Haus des Kaufmanns zu ſetzen, aus Furcht, mit dem Mörſerkeulenopfer regalirt zu werden."

Nachdem Hanswurſt ſeine Geſchichte, die Gimpel aufmerkſam angehört hatte, beendigt, ſprach er: „Herr Prieſter, habt Ihr gehört, was ich Euch da erzählt habe? Dies iſt das Mörſerkeulenopfer, und wenn Ihr es erlaubt, will ich noch in dieſem Augenblick hingehen und daſſelbe Opfer auf dem Rücken des Brahminen, der Euern Tod prophezeihet hat, vollbringen, und demnach auf ihn allein alles das Unglück zurückfallen laſſen, was er Euch verkündigt hat!"

Nachdem Hanswurſt dieſe Worte geſprochen hatte, raffte ſich Gimpel aus der ſcheinbaren Schlafſucht, in die er verfallen war, auf, fing an zu lachen, ſah Erſteren mit lachender Miene an und ſprach: „Man hat Dir nicht mit Unrecht den Namen gegeben, den Du trägſt; immer haſt Du eine luſtige Geſchichte oder eine lächerliche Schnurre zu erzählen."

Da Hanswurſt aus der heitern Miene des Prieſters ſah, daß er ſein Vertrauen gewonnen und einen günſtigen Eindruck auf das Gemüth deſſelben hervorgebracht hatte, ſo hoffte er, es werde ihm nicht ſchwer fallen, ihn von ſeiner beinahe durch und durch eingebildeten Krankheit zu heilen.

Er nahm alſo einen ernſten Ton an und ſprach: „Ich gebe zu, Herr Prieſter, daß die Prophezeihung des Brahminen in ſoweit richtig iſt, daß, wenn der erwähnte Theil des menſchlichen Körpers kalt wird, dies ein Zeichen des Todes ſein mag, allein man muß zwei Arten Kälte unterſcheiden, die eine, welche von einer äußern Urſache herrührt, wenn nämlich ein kalter Körper auf einen warmen gelegt wird, und die andere, welche von dem innern Befinden unſers Körpers herkommt. Die erſte Art Kälte iſt gewöhnlich nicht gefährlich, und da gerade dieſe bei Euch vorherrſcht, ſo habt Ihr nichts zu fürchten. In der That, da Ihr ſo lange der Länge nach im Schlamme laget und nachher mit kaltem Waſſer gewaſchen und auch noch in naſſe Kleider geſteckt wurdet, iſt es kein Wunder, daß die Kälte den fraglichen Theil gepackt hat; im Gegentheil müßte man ſich wundern, wenn er warm wäre. Macht Euch alſo hierüber keine Unruhe weiter, laßt Euern Trübſinn und befehlt, daß Feuer angemacht werde, um den kalten Theil wieder zu erwärmen, oder ſetzt ihn vielmehr einige Zeit lang der Sonne aus und nehmt Euch für die Zukunft in Acht, Euch nicht wieder der Länge nach in den Schlamm zu legen, oder Euch mit kaltem Waſſer zu waſchen. Wenn dann trotz aller dieſer Vorſichtsmaßregeln und ohne die Dazwiſchenkunft irgend einer äußern Urſache doch Kälte den Theil, von dem die Prophezeihung des Brahminen ſpricht, ergreift, dann habt Ihr allerdings, aber auch nicht eher, die Erfüllung deſſelben zu erwarten.“

Dieſe Gründe, welche weder Gimpel noch irgend einer ſeiner Schüler vorher klug genug geweſen war, ſich ſelbſt zu ſagen, ſchienen ihnen alle ſo richtig und ſo ſchlagend, daß ſie alle Unruhe des Prieſters zerſtreuten. Derſelbe ward nach und nach wieder beſſern Muths, auch der Appetit fand

ſich wieder ein, und ſo hatte er bald wieder ſeine früheren Kräfte und muntere Laune gewonnen.

Einige Zeit nach dieſem unangenehmen Vorfall ereignete ſich aber ein anderer, faſt von derſelben Art, der aber weit ſchlimmere Folgen als der erſte hatte. Eines Nachts, während der Prieſter ſchlief, kam ein Gewitter, welches eine große Menge Regen herabwarf, und da das Dach des Kloſters ziemlich ſchlecht war, ſo regnete es an verſchiedenen Stellen und beſonders da, wo der Prieſter ſchlief, herein; dieſer aber, der einen geſunden Schlaf hatte, merkte nichts davon. Bald war die Matte, auf der er lag, von den Regentropfen, die herunterfielen, ganz durchweicht, und gleichwohl ſchlief er bis zum folgenden Morgen immer auf dieſer naſſen Stelle fort. Als er aufwachte, bemerkte er, daß es unter ihm kalt war, und bildete ſich ein, daß, wenn die Matte kalt und feucht war, man dies der Kälte ſeines Körpers zuſchreiben müſſe.

„Diesmal," rief er nach einigen Minuten Nachdenken aus, „iſt mein letztes Stündlein da; ich kann dieſe Kälte keiner äußeren Urſache zuſchreiben, denn weder habe ich im Koth auf dem Rücken gelegen, noch habe ich mich mit kaltem Waſſer gewaſchen, folglich kann die Kälte, die ich empfinde, und die ſich ſogar der Matte, auf der ich lag, mitgetheilt hat, nur von einer innern krankhaften Dispoſition meines Körpers herrühren! Es muß ſich alſo jetzt die Prophezeihung des Brahminen, die durch die Auslegung, welche Hanswurſt von ihr machte, beſeitigt worden iſt, erfüllen und mein Ende kann nicht mehr fern ſein!"

Nachdem der Prieſter einige Zeit dieſe traurigen Gedanken bei ſich herumgetragen hatte, rief er ſeine Schüler herbei und theilte ihnen den Gegenſtand ſeiner Unruhe und die

Gründe mit, auf welche dieſelbe gegründet war. Letztere, die nicht Verſtand genug hatten, um zu errathen, daß die Urſache des Kalt- und Naßſeins des Rückens des Prieſters ſowie der Matte, auf der er gelegen hatte, lediglich von dem in der Nacht gefallenen Regen herkomme, waren derſelben Anſicht wie ihr Herr und ſtimmten mit ihm überein, daß der Zeitpunkt der Erfüllung der Prophezeihung des Sterndeuters endlich gekommen ſei.

Unglücklicher Weiſe befand ſich, als ſich dies zutrug, Hanswurſt, der ihm die Urſache davon hätte erklären können, nicht im Dorfe, und alle Andern, die dem Prieſter zu nahe kamen, waren eben ſo vernirte Menſchen als ſeine Schüler, ſo daß Keiner im Stande war, die Kälte, die ihn ergriffen hatte, von einer andern Urſache herzuleiten, als daraus, daß die Prophezeihung des Brahminen nothwendig in Erfüllung gehen müſſe.

Gimpel bereitete ſich alſo zum Tode und da alle die, welche um ihn waren, die feſte Ueberzeugung hegten, daß die Stunde ſeines Todes gekommen ſei und daß, was man auch unternehmen möge, doch nichts im Stande ſein werde, ſein Leben zu verlängern, ſo gab ſich diesmal auch Niemand die geringſte Mühe, ihn zu tröſten oder zu pflegen und ſeine Leiden zu lindern. Da nun ſeine Phantaſie gänzlich mit dem Gedanken an ſeine baldige Auflöſung beſchäftigt war, ſo nahm er keine Nahrung zu ſich, war in beſtändiger Aufregung und konnte keinen Augenblick ſchlafen. Endlich verfiel er in ein fortwährendes Delirium, während deſſen Dauer er beſtändig den Spruch wiederholte: Ein kalter Hintere iſt ein Zeichen des Todes.

Nachdem er nun ſo in den äußerſten Grad von Schwäche verſetzt war, verfiel er eines Tages in einen Starrkrampf,

der ihn aller äußern Lebenszeichen beraubte und lange Zeit anhielt. Seine Schüler, die ihn für wirklich todt hielten, stellten sich um ihn herum, um zu weinen und ihn zu betrauern, indem sie so die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen äußeren Zeichen des Kummers an den Tag legten. Dann beeilten sie sich, den Körper abzuwaschen, um die Leichenfeierlichkeit baldmöglichst zu beendigen. Zu diesem Ende füllten sie ein großes Becken, welches im Kloster befindlich war, mit Wasser an und trugen den Priester, dessen Ohnmacht noch fortdauerte, hinein. Während sie ihn aber abwuschen, brachten die Kälte des Wassers, das Reiben, die Bewegung und die frische Luft in ihm eine günstige Krisis hervor, er fing an, aus dem Starrkrampf zu erwachen und Lebenszeichen von sich zu geben. Seine Schüler bemerkten dies auch, allein sie waren alle der Meinung, daß diese Zeichen des Lebens zu unrechter Stunde einträten, und daß ihr Herr und Meister jetzt nicht mehr daran denken dürfe, noch länger fortzuleben, nachdem einmal seine Todesstunde gekommen sei. Aus diesem Grunde drückten sie den Kopf desselben unter das Wasser und erstickten ihn.

Nachdem sie ihn also getödtet hatten, fuhren sie in seiner Bestattung weiter fort, und da alle Verkehrungen dazu bereits getroffen waren, so trugen sie ihn nach dem Scheiterhaufen, indem sie alle Straßen, durch welche sie zogen, von ihren Klagen und Schluchzen wiederhallen ließen. Indessen unterbrachen sie dieselben von Zeit zu Zeit und machten kurze Pausen, während deren sie alle zusammen den Spruch des Brahminen anstimmten und im Chor absangen: Hassana sihdam dschiwa nachanam (ein kalter Hintere ist ein Zeichen des Todes).

Inhalt.

		Seite
Erſtes Abenteuer.	Die Reiſe über den Fluß	1
Zweites Abenteuer.	Das Stutenei	13
Drittes Abenteuer.	Gimpels Reiſe auf einem gemietheten Ochſen	29
Viertes Abenteuer.	Das geangelte Pferd	34
Fünftes Abenteuer.	Die Partie zu Pferde	41
Sechſtes Abenteuer.	Die Prophezeihung des Braminen Purohita	52
Siebentes Abenteuer.	Der Sturz vom Pferde	61
Achtes Abenteuer.	Erfüllung der Prophezeihung des Braminen. Gimpels Tod	67

Dresden, Druck von C. C. Meinhold & Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.